



Der Führer gab die Parole

In der historischen Reichstags-sitzung vom 1. September rief der Führer in seiner bekenntnisthaften Rede die Nation auf zur Verteidigung ihrer Freiheit und ihres Lebensraumes: „Als Nationalsozialist und deutscher Soldat gehe ich in diesen Kampf mit einem starken Herzen! Mein ganzes Leben war nichts anderes als ein einziger Kampf für mein Volk, für seine Wiederauferstehung, für Deutschland, und über diesem Kampf stand nur ein Bekenntnis: der Glaube an dieses Volk!“

Ein Wort habe ich nie kennen-lernt, es heißt: Kapitulation. ... Der Umwelt aber möchte ich versichern:

Ein November 1918 wird sich niemals mehr in der deutschen Geschichte wiederholen!

So, wie ich selber bereit bin, jederzeit mein Leben für mein Volk und für Deutschland einzusetzen, so verlange ich dasselbe auch von jedem anderen! Wer aber glaubt, sich diesem nationalen Gebot, sei es direkt oder indirekt, widersetzen zu können, der fällt! Verräter haben nichts mit uns zu tun! Wir alle bekennen uns damit nur zu unserem alten Grundsatz: Es ist gänzlich unwichtig, ob wir leben, aber notwendig ist es, das unser Volk, daß Deutschland lebt!“

Der Führer spricht
Aufn. Presse-Hoffmann



Der Führer unterzeichnet den Aufruf an das deutsche Volk

Aufn. Presse-Hoffmann

Der Führer empfing am 3. September den neuernannten sowjetrussischen Botschafter Alexander Scharzew (links) zur Entgegennahme seines Beglaubigungsschreibens. In Begleitung des Botschafters befand sich der sowjetrussische Militär-bevollmächtigte in Berlin, Kommandierender General Maxim Purkajew (Mitte)

Aufn. Presse-Hoffmann



200 m vor den polnischen Linien hören unsere Soldaten die denkwürdige Rede des Führers in der welthistorischen Reichstags-sitzung vom 1. September

Aufn. Scherl



Die Stu-
Danzige
gegen d

Polen
Kurz v
brücke
in die

Jubel
In Ea
polnische
volksbe

hrer
role

en Reichstags-
ember rief der
bedeutendsten
ur Verteidigung
Lebensraumes:
ist und deutscher
Kampf mit
! Mein ganzes
anderes als ein
mein Volk, für
ung, für Deutsch-
im Kampf stand
der Glaube an

h nie kennen-
itulation.
aber möchte ich

ird sich niemals
en Geschichte
len!

er bereit bin,
für mein Volk
einzusehen, so
auch von jedem
aubt, sich diesem
es direkt oder
zu können, der
n nichts mit uns
nnen uns damit
Grundsatz: Es
ob wir leben,
es, das unser
d lebt!"



Die denkwürdige
om 1. September
Aufn. Scherl



Deutscher Vormarsch im Osten

Unten:
Die brennende Westerplatte.
Im Danziger Hafen wurde das
polnische Munitionslager auf
der Westerplatte von dem
Schulschiff „Schleswig-Hol-
stein“ beschossen. Aufn. Atlantic

Die Stunde der Befreiung in Danzig
Danziger H-Heimwehr geht im Schutze eines Panzerwagens erfolgreich
gegen das polnische Postamt vor

Aufn. Scher



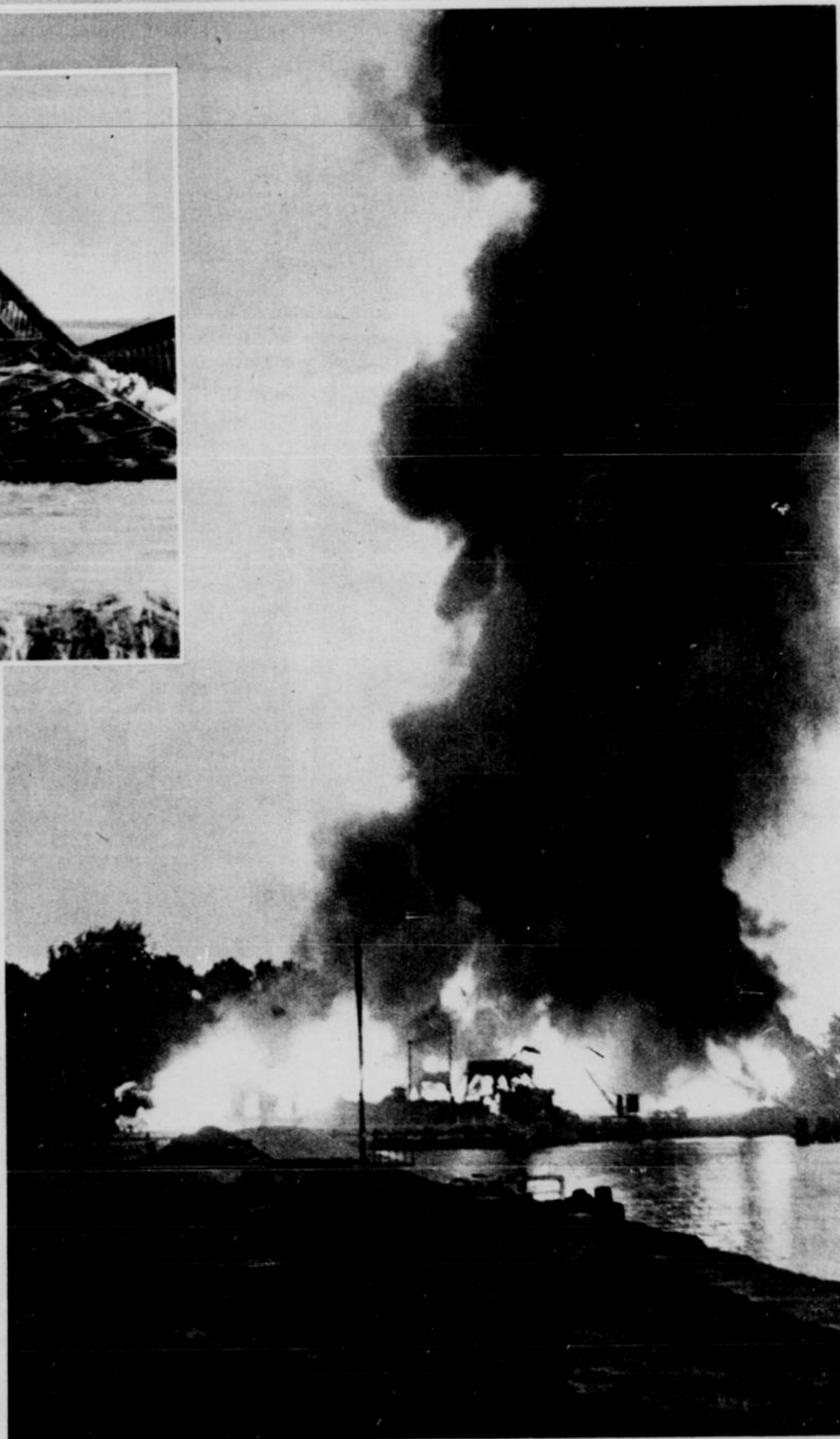
Polen sprengen die Eisenbahnbrücke von Dirschau
Kurz vor ihrem Abzug verübten die Polen auf die bekannte Eisenbahn-
brücke über die Weichsel in Dirschau einen Anschlag und sprengten die Brücke
in die Luft

Aufn. A.-P.-Photo

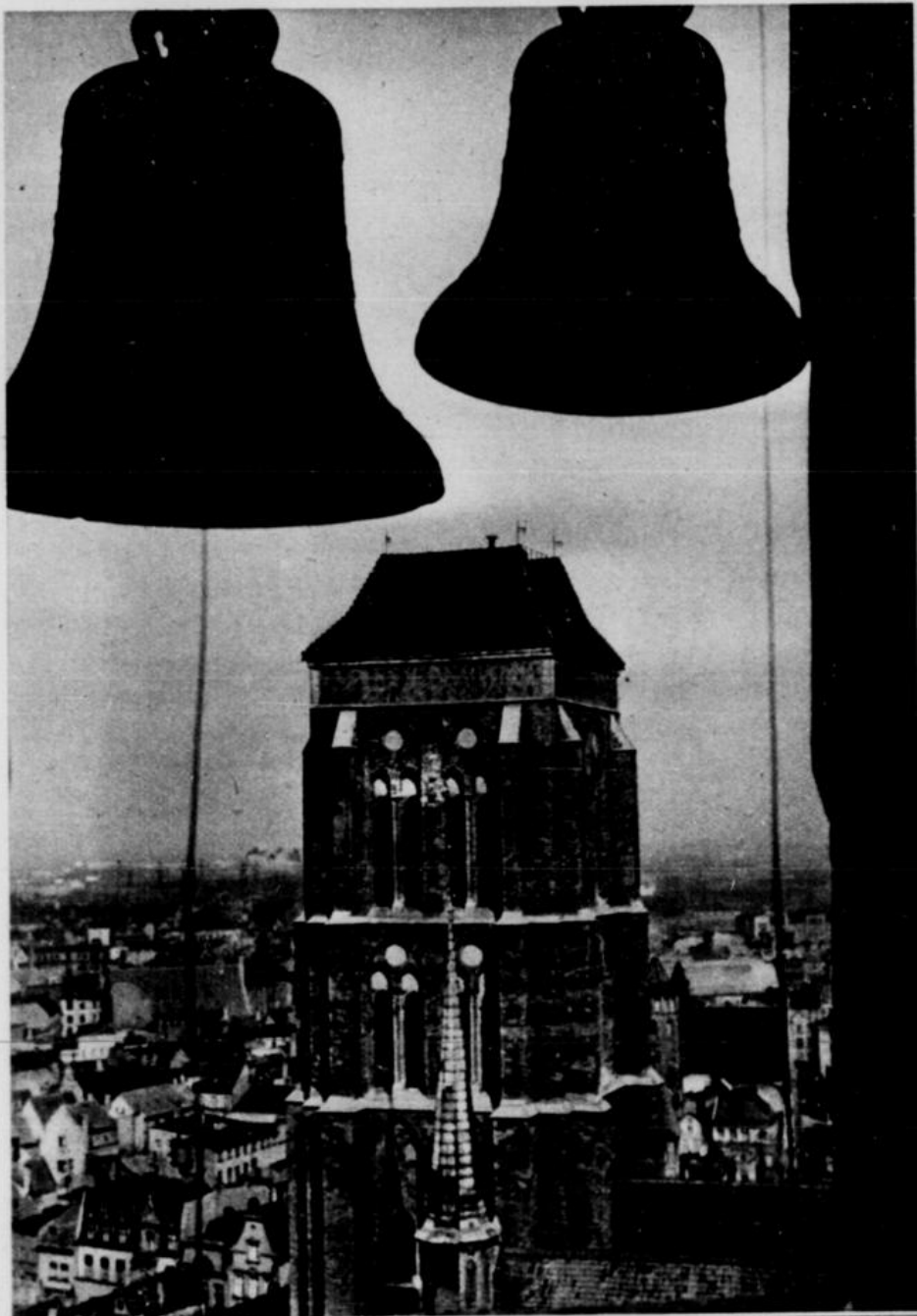


Jubel um die deutschen Befreier in Tarnowitz
In Tarnowitz, das als unmittelbare Grenzstadt besonders stark unter dem
polnischen Terror zu leiden gehabt hatte, begrüßte unendlicher Jubel der
volksdeutschen Bevölkerung die deutschen Soldaten

Aufn. Scherl



stet
der
ten
zu
nen



Aufn. Weltbild
Blick vom Rath-
haus auf die ehr-
würdige Marien-
kirche von Danzig



Rechts:
Unter den Küsten-
städten der Nord-
und Ostsee hat
Danzig die ma-
lerischsten Bei-
schlüsse aufzu-
weisen, sie haben
der Frauengasse,
die unser Bild
zeigt, fast Weltruf
eingebracht

Aufn.
Ruth Hallensleben



Rechts:
Danzig im
Flaggenschmuck -
das Rathaus der
deutschen Stadt

Aufn. Scherl

Links:
In der Danziger
Niederung wird
heute noch mit
dieser alten
Wasserschöpf-
mühle gearbeitet

Aufn.
Ruth Hallensleben

Danzig ist heim- gekehrt!

Proklamation

Männer und Frauen von Danzig!

Die Stunde, die Ihr seit 20 Jahren herbeigesehnt habt, ist angebrochen. Danzig ist mit dem heutigen Tage heimgekehrt in das Großdeutsche Reich. Unser Führer Adolf Hitler hat uns befreit. Auf den öffentlichen Gebäuden in Danzig weht heute zum ersten Male die Hakenkreuzfahne, die Flagge des Deutschen Reiches. Sie weht aber auch von den ehemaligen polnischen Gebäuden und überall im Hafen. Von den Türmen des alten Rathauses und der ehrwürdigen Marienkirche läuten die Glocken die Befreiungstunde Danzigs ein. Wir danken unserem Herrgott, daß er dem Führer die Kraft und die Möglichkeit gegeben hat, auch uns von dem Übel des Versailler Diktats zu befreien. Wir Danziger sind glücklich, nun auch Bürger des Reiches sein zu dürfen.





Der Neptunbrunnen weiß viel von den alten Danziger Patrizierhäusern zu erzählen. Aufn. Presse-Bild-Zentrale

Danziger und Danzigerinnen! Wir wollen in dieser feierlichen Stunde zusammenstehen, uns gegenseitig die Hand reichen und dem Führer das heilige Versprechen geben, alles zu tun, was in unseren Kräften steht, für unser herrliches großes Deutschland.

Es lebe das befreite, wieder ins Reich zurückgekehrte deutsche Danzig! Es lebe unser großes deutsches Vaterland! Es lebe unser geliebter Führer Adolf Hitler!

Danzig, 1. September 1939.

Albert Forster, Gauleiter.



Wuchtig erhebt sich aus dem Stadtbild die alte Marienkirche. Aufn. Ruth Hallensleben



Schönes altes Vorlaubenhaus aus dem fruchtbaren Danziger Werder, das sich zwischen der Weichsel und der Mottlau erstreckt. Aufn. Ruth Hallensleben

Die Mottlau mit dem historischen Krantor. Aufn. Weltbild

Der Tote vom Grand Canyon

ROMAN VON PETER MARIUS ZELL

3. Fortsetzung

Nachdruck verboten

Die Romanfortsetzung der letzten Nummer schloß:

Was würde auch daraus werden, wenn er in der gefährlichen Situation, in der er sich befindet, bei jedem Hindernis, das sich ihm entgegenstellt, seine Herren mit Alkohol aufpuschen würde, um es zu bewerkstelligen? Er würde allmählich aus dem Zustand der Trunkenheit nicht mehr herausgeraten und würde haufenweise das Geld verschleudern, das ihm der Zufall oder die Fügung in die Hand gespielt hat, und dann würde er auch eines Tages an dem Unrecht zerbrechen, das er begangen hat.

Eine Wandlung geht mit ihm vor. Er will gar nicht das Geld genießen, er lehnt das ganze Abenteuer ab, um etwa nur eine kurze Spanne Zeit seines Lebens im Vergnügen zu verprassen, denn schon jetzt fühlt er ganz deutlich, daß alles, was er sich erkaufen kann, keine erhöhte Befriedigung für ihn bedeutet. Für sein Leben war es weit wichtiger, die Bäume zu fällen, die Walrosse zu belauschen und den Eisbär zu erlegen. Der gekünstelte Luxus dieses Lebens würde niemals ausreichen, um ihm auch nur einen Augenblick das Gefühl der inneren Sättigung zu verleihen.

Dagegen erhebt sich in ihm der Wille, die Freundschaft mit dem Toten nicht anders zu deuten, als daß sie vom Schicksal bestimmt ist und ihm die Aufgabe zufällt, das so plötzlich vernichtete Leben fortzuspinnen.

Herr Morton zieht sich ein seidenes Teagown, das er im Koffer des Toten gefunden hat, über das Pyjama und tritt auf den Balkon. Die frische Luft tut ihm wohl. Dann hört er eine weiche Stimme über sich:

„Hallo, Morton, können Sie auch nicht schlafen?“
Er sieht hinauf und entdeckt zur Linken über sich die schlanke schwarze Dame von gestern Abend. Sie lehnt, in ein rosafeinendes Nachtwand gehüllt, über das Gitter und sieht lächelnd zu ihm herab.

„Guten Morgen“, nickt Herr Morton hinauf. „Mir scheint, ich habe soeben ausgeschlafen.“

Das spanische Blut seufzt:
„Ich nicht. Ich kann des Nachts keine Ruhe finden, ich leide an einer grauenhaften Schlaflosigkeit. Deshalb bin ich hierhergekommen. Wollen wir nicht ein wenig spazierengehen?“

Herr Morton erwidert:
„Das ist ein guter Gedanke. Wir treffen uns unten. Ich kleide mich an.“

Herr Morton geht in sein Zimmer zurück. Er hat schon lange keine Menschenseele mehr allein gesprochen. Es waren alles nur flüchtige Begegnungen, die sich aus der Situation ergaben. Vielleicht kann er sich ein wenig über diese und jene Dinge aussprechen, ohne sich dadurch zu verraten. Als er angekleidet ist und die Tür öffnet, steht das spanische Blut bereits vor ihm:

„Ein hübsches Zimmer haben Sie!“ und drängt sich an ihn. „Nicht anders wie alle andern“, sagt Morton und schließt die Tür.

7. Kapitel.

Gegen neun Uhr morgens kommen sie von ihrem Spaziergang zurück. Die Gäste des Hotels stehen nicht allzu früh auf, aber einige frühstücken bereits unter den bunten Schirmen auf der Terrasse. Auch die blonde Freundin der Olympia Diaz, inzwischen hat Morton ihren Namen erfahren, hat dort bereits Platz genommen und schlürft ihren Kaffee. Beide gehen auf sie zu, und Morton erkennt ohne große Mühe, daß die Dame reichlich verstimmt ist.

Dennoch sehen sich beide zu ihr, und Morton merkt beim Frühstück, daß sich die Verstimmung mehr gegen die Freundin als gegen ihn richtet. Nun, ihm können diese Eifersüchteleien zwischen den verwöhnten Damen gleichgültig sein. Er hat andere Sorgen. Er verabschiedet sich höflich und läßt sich in der Hotelhalle eine Karte der näheren Umgebung geben. Er ist sich nicht einmal darüber ganz klar, wo er sich eigentlich befindet. Aus der Karte sieht er, daß seine Vermutung zutrifft, das Hotel liegt

ziemlich am Rande des Yellowstone-Parkes, in der Nähe des Grand Canyon.

Der nächste Ort ist immerhin fünfzig bis sechzig Kilometer entfernt. Er braucht unbedingt einige Anzüge, um sich einzukleiden, damit er in diesen Kreisen der Gesellschaft mitmachen kann. Ferner benötigt er einen Wagen, um sich rechtzeitig aus dem Staube zu machen. Und dann interessiert ihn auch zu erfahren, ob die Banknoten, die er bei sich trägt, echt oder gefälscht sind. Herr Morton erhebt sich und geht in das kleine Büro des Geschäftsführers:

„Ich brauche einen Wagen, um in die nächste größere Ortschaft zu fahren. Ich habe mich entschlossen, einige Zeit noch hierzubleiben, es gefällt mir außerordentlich gut bei Ihnen.“

„Unser Hotelwagen steht Ihnen jederzeit zur Verfügung, Herr Morton, aber sehr große Einkäufe können Sie in Cheetete nicht machen. Es gibt dort nur kleine Provinzgeschäfte, die kaum eine Auswahl haben.“

„Ich werde sehen, wie weit ich komme. Lassen Sie den Wagen bitte vorfahren.“

Herr Morton geht auf sein Zimmer, verfiel sich mit einem Bündel Banknoten, dann wirft er sich in die weichen Polster der großen Limousine und läßt sich nach Cheetete fahren. Mit einiger Mühe gelingt es ihm, Dinge zu erstehen, die er inzwischen vermisst hat. Vor allen Dingen kauft er sich eigene Toilettesachen, irgendein beschämendes Gefühl hindert ihn daran, Seife und Rasierapparat des Toten weiter zu benutzen. In dem Konfektionsgeschäft findet er einige alte Smoking, die aber, wie er sofort erkennt, so hässlich zugeschnitten sind, daß sie nicht in den eleganten Rahmen des Hotels passen. Dafür findet er jedoch zu seiner Freude die Vertretung einer bekannten amerikanischen Automobilfabrik dort vor. Im Handumdrehen hat er sich einen großen, starken Wagen gekauft.

Er läßt sich noch einige Handgriffe zeigen, hat aber bereits mit dem schweren Sportwagen des Toten einige Praxis gesammelt. Er schickt den Hotelkassierer vorweg und kommt mit dem eigenen Wagen nachgefahren. Die Einkäufe und der Weg haben einige Stunden Zeit gekostet. Es fällt den reichen Gästen des Hotels nicht sonderlich auf, daß Herr Morton sich einen neuen Wagen erstand. Inzwischen überlegt er beim Mittagessen, das ihm vorzüglich mündet, wie er sich unauffällig mit Garderobe versehen kann. Denn normalerweise müßte er ja, wenn es für ihn wie bei anderen Menschen ein Zuhause gäbe, nach dort schreiben und sich seine Sachen nachschicken lassen. Schließlich kann er auch niemandem zumuten, zu glauben, daß er Gepäc und Auto, das man bei sich führt, irgendwo in einer einsamen Gegend stehen ließe. Er wird also nach einer größeren Stadt fahren müssen, um sich bei einem guten Schneider einzukleiden. Aus der Karte ersieht er, daß ihn dieser Weg Tage kosten wird, wenn er überhaupt das Glück hat, in Salt Lake City das Gesuchte zu finden.

Der Kellner hat ihm die Nachspeise serviert. Er erhebt sich und geht in dem Park spazieren. Dabei sinnt er:

Was soll jetzt aus mir werden? Soll ich einfach so in den Tag hineinleben und warten, bis das Schicksal an mich herantritt? Die Banknoten, die ich jetzt in Umlauf gesetzt habe, werden heute oder morgen bei den Banken eingehen und dort untersucht werden, falls sie gefälscht sein sollten. Es muß irgend etwas geschehen. Ich muß das Spiel von mir aus betreiben und nicht etwa abwarten, ob das Schicksal mit mir Fangball spielt oder nicht. Die kleine, temperamentvolle Olympia hat ihn natürlich versucht auszufragen, aber er hat die Rolle des Herrn Morton gespielt, der mit niemandem verwandt oder verschwägert ist. Von dort kann keine Gefahr kommen. Aber auf diese Weise wird auch er nie das Geheimnis lüften, das den Toten vom Grand Canyon umgibt.

Wieder überkommt ihn Schwanken und Schwäche. Mutet er sich nicht zu viel zu? Soll er nicht alles stehen und liegen lassen und das Weite suchen?

Whisky! raunt es in seinem Hirn. Dem Alkohol hast du es überhaupt zu verdanken, daß du hier bist! Sonst wärest du noch immer der ehrliche Philosoph und Landstreicher mit dem guten Gewissen. Trinke Whisky, dann weißt du wieder, was du willst! Aber er kann auch nicht das nächtliche Traumgesicht vergessen. Zwar mißt er ihm in der klaren Mittagssonne keine mystische Bedeutung bei, aber er ist zu sehr naturverbunden, um nicht auch andererseits zu glauben, daß sich solche warnende Stimme, während der Körper ruht und die Nerven ausgeschaltet sind, aus reinem Selbsterhaltungstrieb in dieser Form äußert, um vor dem Verderben zu seine Sucht, die inneren Augenblicke kämpft er, dann hat er seine Sucht, die inneren Hemmungen durch Alkohol zu besiegen, überwunden.

Er muß auch ohne künstlich beschleunigten Puls genügend Antrieb besitzen, um von seiner Mission überzeugt zu sein. Aber schon tritt die Versuchung wieder an ihn heran.

Fürst Ranih, der elegante Mann mit dem weißen Knebelbart, kommt ihm hinter einer Wegbiegung im Park entgegen:

„Hoffentlich haben Sie gut gespeist, Herr Morton! Ich wollte Ihnen zwar nicht in den Weg rennen, aber das Schicksal fügt es so.“

Morton bleibt stehen.

„Glauben Sie wirklich, daß das Schicksal sich um solche Kleinigkeiten kümmert? Ich glaube es nicht. Und ich glaube auch nur, daß wir glücklich werden, wenn wir uns gegenseitig die Wahrheit sagen. Ebenso gut, wie Sie meinen Namen gestern aus der Fremdenliste ersehen haben, genau so sicher haben Sie dieses Zusammentreffen jetzt hier herbeigeführt. Ich liebe es, wenn man bei der Wahrheit bleibt.“

Der alte Herr gerät wieder sichtlich in Verlegenheit und streicht seinen Bart, so daß er dem gutmütigen Herrn Morton bereits wieder leid tut.

„Sie können es sich eben leisten, die Wahrheit zu sagen, Herr Morton, denn Sie haben ja das Geld dazu. Ich nicht!“

Morton schnaut ihn an:

„Was wollen Sie damit sagen? Glauben Sie, daß mir das Geld allein das Recht zur Wahrheit gibt? Ich muß schon sagen, daß dieses Hotel keinen allzu guten Griff gemacht hat, als man Sie für die Unterhaltung der Gäste dinstete.“

Ranih greift nervös zum Taschentuch und führt es, wie es seine Art ist, zum Munde, um dahinter zu husteln: „Sie haben recht. Und jetzt haben Sie auch das Thema angeschnitten, weshalb ich Sie hier aufsuche. Ich möchte meine Stellung gern behalten.“

„Ich habe nichts dagegen.“

Ranih nimmt eine straffe Haltung an.

„Hochzeit werden verzeihen, wenn ich mit einem falschen Titel anemacht habe. Das geschah aus Not.“

„Wie bitte? Ich höre wohl nicht recht?“

Noch straffer wird die Haltung des alten Herrn. In seinen Gesichtszügen beginnt es zu zucken. Seine Lippen zittern:

„Es ist besser, ich sage Ihrer Hochzeit gleich die Wahrheit. Ich bin ehemaliger russischer Offizier aus dem polnischen Grenzgebiet.“ Er reißt die Haden zusammen. „Mein Name ist Bernhard von Ranih, Rittmeister im 4. Husarenregiment zu Plewsk. Ich habe in Eurer Hochzeit sofort den Standesherrn erkannt. Ich kann jederzeit den Wahrheitsbeweis antreten, wenn es Eurer Hochzeit beliebt, werden wir die Unterhaltung auf Russisch fortsetzen.“

Aber Morton schüttelt lachend den Kopf. Er beliebt durchaus nicht:

„Ich bin William Morton und wünsche nicht, anders angeredet zu werden. Ob Sie nun der Fürst Ranih oder der Rittmeister Ranih sind, ist mir völlig gleichgültig. Ich weiß auch gar nicht, wie ich dazu komme, dieses Gesprächs von Ihnen anzuhören oder etwa darüber zu entscheiden, ob Sie hier bleiben können oder nicht.“

(Fortsetzung auf übernächster Seite)

Unsere Aufklärung über richtige Zahnpflege beginnt

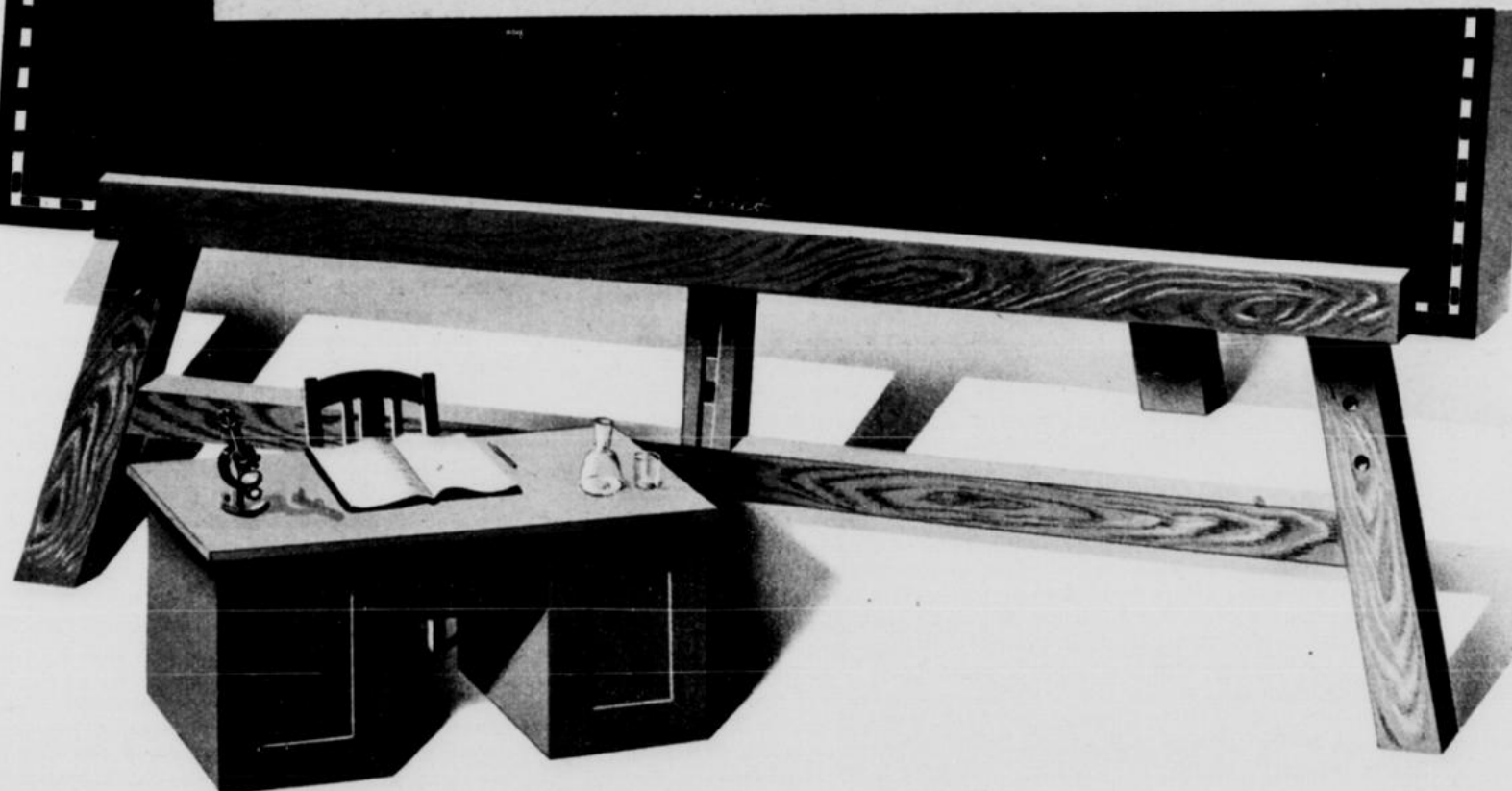
Vielleicht meinen Sie, lieber Leser, daß unsere Aufklärungsanzeigen nicht für Sie bestimmt sind, weil Sie eine Zahnbürste besitzen und sie auch täglich benutzen, oder weil Sie ohnehin ein treuer Chlorodont-Verbraucher sind. Nun, das schließt gewiß nicht aus, daß Sie durch unsere Anzeigen allerlei Neues und Wissenswertes erfahren.

Richtige Zahnpflege setzt zunächst einmal den richtigen Gebrauch der Zahnbürste voraus — etwas, woran es selbst bei manchen Chlorodont-Verbrauchern noch stark hapert. Zur richtigen Zahnpflege gehören aber auch das Wissen um eine vernünftige, der Gesundheit der Zähne förderliche Ernährung und das feste Bestreben, langsam zu essen und gründlich zu kauen, denn die Zähne leben und gedeihen wie der Körper durch Arbeit.

All das sind Dinge, über die wir in unseren Aufklärungsanzeigen berichten wollen. Lesen Sie diese Anzeigen Ihrer Gesundheit zuliebe und lassen Sie auch Ihre Familie an unserem „Unterricht“ teilnehmen. Gesunde Zähne sind ja kein Zufall — ihre Erhaltung hängt ganz davon ab, wie wir sie pflegen und was wir für sie tun!

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege



„Das zeugt eben von der sehr hohen Denkungsweise Eurer Hoheit.“

„Nicht Hoheit, sondern William Morton.“
„Wenn Hoheit befehlen, dann sehr wohl. Ich werde mir also ergebenst erlauben, Sie mit ‚Herr Morton‘ anzureden. Verstehen Sie bitte recht: Die europäischen Fürsten und Aristokraten wittern einander gewissermaßen, und es ist sehr schwer, sich in ihre Kreise einzuschleichen. Ein Wort von Ihnen an den Geschäftsführer würde genügen, um mich außer Lohn und Brot zu bringen.“

Der alte Herr ist sehr aufgeregt, und in Herrn Morton wächst wieder der gute Joe Willins, der in dem anderen einen Kollegen auf der Landstraße des Lebens entdeckt. Er legt wohlwollend seine Hand auf die Schulter und nimmt ihn schlenkernd mit sich:

„Erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben!“

Eine Weile gehen sie über den knirschenden Kies, Bienen summen um die prunkenden Kelche der herrlichen Blumen, die aus den Gebüschen leuchten, und ganz nebenher denkt Joe daran, daß die Natur den einzig bestaunenswerten Luxus um die Menschen geschaffen hat. Er hört dem zu, was der alte Herr zu berichten weiß.

„Sehen Sie, wir russischen Emigranten, die vor dem Völkermord geflohen sind, und gleich einer Völkerwanderung über die bewohnte Erde kamen, haben es nicht leicht. Da sich die Revolution gegen die Weltöffentlichkeit auf die gepöbelte Aristokratie verlegte, und es bei den übrigen Nationen als Sensation galt, einem ehemaligen russischen Aristokraten mit durchzuhelfen, war es ganz selbstverständlich, daß sich jeder Emigrant notgedrungen einen Titel zulegte. Der geborene Baron machte sich zum ukrainischen Fürsten und der einfache Bürgerliche, mochte er Autoschlosser oder Elektriker gewesen sein, machte sich mindestens zum Kapitän der Schwarzen-See-Flotte. Sie erleichterten sich auf diese Weise ihr Dasein. Denn der Mensch gibt, wenn er keine Gegenwerte dafür erhält, mindestens aus Eigenliebe und Eitelkeit lieber, als wenn er nicht einmal diesen kleinlichen Instinkten huldigen kann. Verstehen Sie mich recht: Für den Besitzer der Autoreparaturwerkstätte in Paris ist es befriedigender, den ehemaligen Kapitän der Schwarzen-See-Flotte einzustellen als etwa den geflüchteten Autoschlosser, der ihm die gleichen Dienste leisten würde. Und so braucht das Hotel den Fürsten Kaniz — statt des Rittmeisters von Kanizki, weil man dem Fürsten mehr gesellschaftliche Talente zutraut als dem ehemaligen Rittmeister.“

Herrn Morton ist dieses Geständnis nicht uninteressant.

„Sind Sie denn niemals auf Schwierigkeiten gestoßen? Warum denn gerade bei mir?“
„Weil ich Sie an einem untrüglichen Zeichen erkannt habe.“

„Interessant — und was war das?“

„Ich habe mir Zeit genommen, Ihren Wappenstein zu studieren. Er ist so vorzüglich gearbeitet, daß man ihn auf den ersten Blick erkennt. Einen Löwen, einen Stier, einen Adler und eine Lilie können nur Aristokraten aus uraltem Adel am Finger tragen. Jeder Wappenkundige könnte den Träger sofort entlarven. Und diesem Risiko wird sich wohl niemand aussetzen, der aus hochstämmlichen Gründen den Ring trägt. Außerdem darf ich darauf hinweisen, daß Eurer Hoheit Art, Verzeihung, ich wollte sagen, die Art des Herrn Morton, so eindeutig auf einen geborenen Aristokraten hinweist, daß es mir als Europäer selbstverständlich möglich ist, zu unterscheiden, wen ich vor mir habe.“

Morton finkt eine ganze Weile, während er neben dem Manne hergeht.

„Sie haben mir ein paar ganz interessante Fingerzeige gegeben. Man braucht sich also mithin nur einen Titel zuzulegen, um mehr Beachtung zu finden?“

„Hier in Amerika kann man das machen. In Europa würde man um so schneller entlarvt. Ich weiß nur nicht, wie ich es jetzt mit dem Geschäftsführer halten soll. Da Sie es wissen, mag ich mit der Lüge nicht mehr herumlaufen.“

„Sehen Sie einfach zu ihm hin, und sagen Sie ihm die Wahrheit!“
Der Pseudo-Fürst bleibt stehen und greift sich erschrocken an die Stirn:

„Verlangen Sie alles, nur das nicht von mir! Ich würde im gleichen Augenblick entlassen. Ich müßte mir eine Kugel durch den Kopf schießen. Ich würde nirgends wieder eine Stellung finden, die mir mein Leben einigermaßen im Rahmen des Gewohnten gestattet.“

„Ach so, davon sind Sie abhängig. Nun gut. Sehen Sie dennoch zum Geschäftsführer, und sagen Sie ihm alles. Ich werde vorher mit ihm sprechen. Auf diese Weise werden Sie wohl Ihrer armen, gequälten Seele Ruhe verschaffen.“

Morton dreht sich um und begibt sich in das Hotel. Auf dem Wege zu seinem Zimmer trifft er in der Halle den Geschäftsführer.

„Fürst Kaniz hat Ihnen einiges zu sagen. Ich habe nichts dagegen, wenn er hier in seiner sicheren Position bleibt. Sollten Sie nicht damit einverstanden sein, werde ich ihn von mir aus zu entschädigen wissen.“

Dann klingelt Herr Morton dem Lift und fährt hinauf. Der Geschäftsführer ist sehr erstaunt und findet des Rätsels Lösung erst dann, als ihm sein Social Manager im Büro ein Geständnis macht.

„Meinetwegen brauchen Sie sich nicht aufzuregen, Fürst Kaniz. Mir ist die Hauptsache, daß unsere Gäste gut bedient werden, und mir kann es auch höchst egal sein, ob Sie ein echter oder ein falscher Fürst sind. Hauptsache ist, daß es den Gästen nicht auffällt. Wenn alle Aristokraten so leutlich sind wie dieser Prinz, dann haben Sie wohl auch nichts zu befürchten.“

Er geht zu dem Wandschrank, zieht seinem Social Manager wieder einen französischen Kognak in die Schale und reicht sie ihm. Der alte Herr trinkt.

„Meine Güte“, sagt er, „glauben Sie mir, es ist schwer genug, auf dieser Welt zu existieren, wenn man nichts weiter hat als ein einigermaßen vorteilhaftes Aussehen und gutes Benehmen. Warum haben mich meine Eltern nicht ein Handwerk lernen lassen? Man muß damit rechnen, daß man als Offizier aus seiner Karriere kommt. Ich hätte bestimmt als Schmied, Schlosser oder Kürschner meinen Mann gestanden.“

Der Hotelmanager lächelt:

„Unterhalten Sie sich ein wenig mit der Senorita Diaz! Ich habe beobachtet, daß sie sich mit ihrer Freundin verzaubert hat. Diese junge Dame hat ein zwanzig Minuten langes Ferngespräch von ihrem Zimmer aus mit Neupost geführt. Vermutlich hat sie ihre Verwandten benachrichtigt oder läßt sich von ihrem Liebsten abholen. Mir liegt aber sehr wenig daran, um diese Jahreszeit Gäste zu verlieren. Am besten wäre es, Durchlaucht, wenn Sie heute abend ein Fest inszenieren würden. Man könnte ein kleines Glücksspiel arrangieren. Das gibt Aufregung und lenkt ab.“

Kaniz verbeugt sich:
„Ich werde mich bemühen, Herr Direktor!“
„Durchlaucht würden mich erfreuen.“
„Hahaha!“
„Hahaha!“
Die beiden Männer reichen sich die Hand, und der von eigenen Gnaden geführte Kaniz geht wieder beruhigt in den Kreis seiner Pflichten.

8. Kapitel.

Der große Festsaal des Hotels erstreckt am Abend in feenhafter Beleuchtung. Die Herren und Damen haben sich ihre Gesellschaftskleidung angezogen. Man tanzt nach den Klängen einer rhythmisch hervorragend gut geleiteten Jazzkapelle.

Herr Morton sitzt anscheinend ziemlich gelangweilt in seinem Sessel und blättert in einem Haufen von Zeitungen herum, die der Boy vor ihm aufgestapelt hat. Inzwischen sind die Klatschzeitungen eingetroffen, und in fast jeder von ihnen ist Prinz Jodjoff abgebildet.

Morton wird es auf diese Weise leicht, sich einen Überblick über das Leben des Toten vom Grand Canyon zu machen. Diese für ihn sehr wichtige Lektüre nimmt ihn voll in Anspruch. Nach allem, was er da liest, zu urteilen, war der Prinz ein unkomplizierter Salonmensch mit allen Vorteilen und Schwächen seiner Rasse. Er war auf den Rennplätzen ebenso sehr zu Hause wie in den verschiedensten Spielkasinos.

Aus den mannigfachen Aufmachungen auf den Bildern geht hervor, daß er auch in der Mode gewissermaßen tonangebend erschien. Auf einem der Bilder steht der große, schlante Mann im Cutaway, Zylinder und hellgrauer Weste mit Plastron. Er unterhält sich auf dem Rennplatz mit einem englischen Lord, dem Besitzer des letzten Derby-siegers.

Morton überlegt eine Weile, daß es ihm fast unmöglich sein wird, etwa öffentlich die Rolle des Prinzen Jodjoff zu spielen. Ihm fehlt jegliche Erfahrung, wie man sich in dieser Gesellschaft benimmt. Zwar versteht Morton allerlei von Pferden, aber, wie er sich selbst sagt, mehr vom Standpunkt des Cowboys als von dem des Besuchers der Rennplätze. In einer anderen Zeitschrift steht der Prinz auf dem Golfplatz. Er trägt einen weißen Sweater, auf dem die Farben des Klubs eingewirkt sind. Morton überlegt, daß diese Dinge für die Masse der Leser kaum Bedeutung haben, ja, daß man über diese Nebensächlichkeiten uninteressiert hinweggeht. Für Morton allerdings haben diese Einzelheiten eine wirklich große Wichtigkeit, aber er sucht nach einem ganz besonderen Bilde. Und schließlich findet er es auf der Titelseite eines Familienmagazins.

Dort ist in voller Größe das Gesicht einer Frau abgebildet, das unbedingt anziehend wirkt.

Clara Milton-Jodjoff, die jetzt verwitwete Prinzessin Jodjoff, gehört zu dem seltenen Frauentyp, der keineswegs mit den Filmgeister zu vergleichen ist. Sie ist nicht schön. Dennoch spricht ein Temperament und eine Willensstärke aus ihren Zügen, die sie zu der interessantesten Frau stempeln. Leise flüstern Mortons Lippen: „Das bist du also, Clara Milton!“

Der bunte Offsetdruck zeigt ihm, daß die Frau blaugraugrüne Augen hat, ihr Haar hat einen kupfer-brünetten Ton. Morton erinnert sich an die dünne, kleine goldene Kapfel, die er bei dem Toten fand, und als er sie geöffnet hatte, wollte sich ihm damals das Frauenhaar entgegen, das eine ähnliche Färbung aufwies.

Sehr lange sah Morton auf dieses Bild. Er sog es förmlich in sich ein. Sie hatte eine freie, gewölbte Stirn, hochgeschwungene Augenbrauen, eine große Nase, die aber nicht in ihrem Gesicht störte. Ihre Lippen waren schmal, der Hals ging in die weichen Linien von schön gerundeten Schultern über.

War es nicht eigentlich seine Pflicht, sich sofort mit Clara Milton in Verbindung zu setzen und ihr zu erzählen, wie er ihren prinzipiellen Sitten vorgefunden hatte? Aber Morton verwirft diesen Gedanken. Ebenso gut hätte er die Polizei benachrichtigen können, und davon hielt ihn ein ganz bestimmtes Gefühl ab. Er wußte zu genau, daß die Gegner des Prinzen genügend Mittel in der Hand haben, um das Verfahren niederzuschlagen. Niemals würde es gelingen, die Leiche im Grand Canyon unter den riesigen Felsmassen herausgraben zu lassen, um zu beweisen, daß die in Washington beigesetzte Leiche nicht identisch mit dem Körper des Prinzen sei. Außerdem waren beide Körper viel zu sehr verstimmt. Das Auto des Prinzen, das er allein vorweisen konnte, würde kaum ausreichen, um die Wahrheit zu beweisen, besonders dann nicht, wenn man hinzurechnete, daß die Gegner mit Geld und anderen Mitteln nicht sparen würden.

Es mußte schon so bleiben: Er allein konnte durch unendliche Vorsicht und Klugheit aufklären, wie der Sachverhalt gewesen ist.

Aber Morton weht der Hauch von gutem französischen Parfüm.

„Wenn Sie schon nicht tanzen, Herr Morton, so spielen Sie doch ein wenig Roulette mit. Fürst Kaniz hat soeben das Spiel eröffnet und hält die Bank.“

Olympia Diaz neigt sich über Herrn Morton. Er legt die Zeitungen weg und steht auf. Einen Augenblick sinniert er. Er hat zwar vom Roulette gehört, aber er hat keine Ahnung, wie man spielt. Aber gerade das reizt ihn. Er macht eine einladende Bewegung und begibt sich mit Olympia Diaz in den großen Saal. Sein Erscheinen wird dort von vielen Gästen des Hotels wie eine kleine Sensation vermerkt. Ohne weiteres macht man ihm Platz und bietet ihm einen Stuhl am Spieltisch an, der soeben noch besetzt war. Aber Herr Morton winkt ab und sagt zu seiner Begleiterin:

„Wollen Sie für mich spielen?“
Olympia Diaz ist ganz begeistert:
„Aber natürlich! Das ist wirklich entzückend von Ihnen. Ich werde Ihnen sicherlich Glück bringen!“

Morton lächelt, greift verstoßen in die Brieftasche, zieht einige Notizen heraus und drückt sie Olympia in die Hand. Olympia setzt sich. Sie sieht ihn mit ihren großen, schwarzen Augen von unten her fragend über die Schulter an:

„Was soll ich spielen? Zuerst die Duzend?“

Morton nickt:

„Meinetwegen alle Duzend.“

Rundherum lachen sämtliche Hotelgäste, und Herr Morton stellt fest, daß er anscheinend einen Witz gemacht hat. Olympia zupft an ihrem tiefen Dekolleté:

„Soll ich nicht die rote Sieben spielen?“

„Auch das.“

„Nein?“

Morton versteht nichts. Er nickt nur wieder.

Olympia fragt:

„Wieviel?“

Morton zuckt die Achseln:

„Alle!“

„Olala“, haucht Olympia erschüttert und schiebt die ganzen Notizen zusammengeklappt auf die rote Sieben des Wachtisches.

„Faites votre jeu“, bemerkt Fürst Kaniz. Einige Gäste belegen noch die Felder. Man spielt ja nicht mit Jetons, sondern mit barem Gelde.

Fürst Kaniz übersteht den Tisch von rechts und links. Dann sagt er: „Nichts geht mehr!“ Er setzt die vor ihm befindliche Roulettekugel in drehende Bewegung und wirft die elfenbeinerne Kugel in entgegengesetzte Richtung. Einige kurze Augenblicke hört man sie rollen, dann berührt sie scheppernd die Scheibe und bleibt auf der schwarzen Zehn liegen. Die Bank hat alles gewonnen, die Spieler nichts, und Fürst Kaniz rafft mit der hölzernen Harte das Geld an sich.

Olympia sieht Morton groß an.

„Schade!“

Morton denkt: Von allen Gaunereien, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, ist dies die sicherste Methode, mein Geld loszuwerden! Er hat auf einen Schlag etwa dreitausend Dollar verloren. Alle sehen ihn interessiert an, aber in seinem Gesicht zuckt kein Muskel. Seelenruhig greift er wieder in die Tasche und drückt Olympia neue Scheine in die Hand. Diesmal hat er allerdings darauf geachtet, daß es sich um kleinere Werte handelt.

Das Spiel geht weiter. Olympia seht und verliert. Morton verliert, ohne sich dabei aufzuregen. Für ihn bedeutet dieses Geld nichts.

Eine Dame neben ihm fragt:

„Sie spielen sicher nach einem bestimmten System?“

„O ja“, erwidert Morton, „nach meinem System wird todsicher gewonnen.“

Die Dame fragt ungläubig:

„Aber ich merke noch gar nichts davon!“

„Nicht?“ Morton lächelt überlegen. „Dann passen Sie mal gut auf. Nach meinem System gewinnt die Bank alles!“

Ein Page nähert sich ihm, während die Umstehenden lachen.

„Herr Morton, Sie werden am Telefon verlangt!“

Diese sooft selbstverständlich klingenden Worte werden hier zum Ereignis. Morton möchte sich umdrehen und sagen: „Entweder handelt es sich um einen Irrtum, oder ich bin verrückt geworden! Wer um's Himmels willen kann denn mich am Telefon verlangen?“ Aber seine Nerven sind ausgezeichnet in Takt. Blühschnell besinnt er sich darauf, daß er sich durch nichts außer Gefecht lassen darf. Es wird sich ja herausstellen, wenn es sich um einen Irrtum handelt.

Er folgt also dem Page zum Telefon, sieht aber noch, wie sich Olympias große, blonde Freundin an sie herandrängt und hört, wie sie spitz und eifersüchtig sagt: „Na, mein Kindchen, dies dürfte wohl dein letztes Spielchen hier gewesen sein!“

William Morton kann sich noch nicht erklären, was diese doppelstimmigen Worte zu bedeuten haben. Der Page geleitet ihn zu einer Telefonzelle. Er nimmt den Hörer auf:

„Hallo, hier ist William Morton!“

„So?“ höhnt es von der anderen Seite. „Wenn dort William Morton ist, dann spricht hier der Hudsonfluß.“

„Wenn es Ihnen lieber ist, bilden Sie sich ruhig ein, daß ich der Mississippi bin.“

„Wollen Sie etwas von mir?“

„Sie haben sich wohl Mut angetrunken, Prinz? Bitte, merken Sie sich ein für allemal, daß ich in dieser Weise nicht mit mir sprechen lasse. Immerhin gratuliere ich zu Ihrer Pionierleistung, wie Sie aus dem Grand Canyon herausgekommen sind. Gleichzeitig wissen Sie jetzt, wie es um Sie bestellt ist. Sie entkommen mir nicht. Versuchen Sie nicht, die Polizei gegen uns aufzuheben, uns erwischen Sie nicht, aber wir werden Sie erwischen! Und es hängt ganz von Ihnen ab, wie Sie sich beschmen, ob wir Sie auf kleinem Feuer zu Tode rösten oder manierlicher mit Ihnen verfahren.“

„Haben Sie endlich ausgesprochen? Wieviel Geld bekommen Sie denn dafür, daß Sie mir diesen Schauerroman erzählen? Woher wollen Sie überhaupt wissen, daß ich nicht William Morton bin?“

„Das weiß jetzt bereits ganz Neuyork! Sie sind zwar schlau, aber noch nicht schlau genug. Sie haben sich verraten! Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte: Sie zahlen eine Abfindungssumme und verpflichten sich, von unserem Kontinent zu verschwinden. Wir sind schließlich daran interessiert, daß Sie sich von Clara Milton trennen. Wenn Sie einen Wunsch haben, wird er Ihnen erfüllt. Es liegt an Ihnen!“

„Einen Wunsch habe ich schon. Aber ich fürchte, Sie können ihn mir nicht erfüllen.“

„Oho, das wollen wir sehen! Also, bitte, was ist Ihr Wunsch?“

„Ich stehe hier gerade mit einer Zigarette in der Telefonzelle und habe kein Feuer. Könnten Sie mir vielleicht etwas Feuer durch den Draht reichen?“

„Prinz, Sie haben sich eine unendlich unverschämte Art angewöhnt. Glauben Sie nicht, daß wir uns durch Ihre verstellte Stimme täuschen lassen!“

„Sie sind ein ganz großer Hanswurst und machen mich schrecklich schläfrig. Ich hänge an.“

„Das werden Sie bereuen, Prinz!“

„Grüßen Sie Ihre Großmutter! Auf Wiederhören.“

William Morton hängt an. Dann geht er in die Telefonzentrale und fragt:

„Wissen Sie, woher dies Ferngespräch kam?“

„Es wurde aus Neuyork angemeldet, Herr.“

„Es ist gut.“

Er gibt ein reichliches Trinkgeld und wendet sich wieder dem Spielsaal zu.

Aber Olympia Diaz kommt ihm entgegen und drängt ihn, in einem Sessel in der Halle Platz zu nehmen.

„Sind Sie mir sehr böse, Herr Morton?“

„Aber keine Spur. Wenn ich verliere, so ist das meine Schuld.“

Olympia lächelt so bestridend wie möglich:

„Oh, das ist sehr, sehr großzügig von Ihnen. Ich dachte schon, ich hätte einen Fehler gemacht.“

„Fehler können wir alle begehen, nur vor Schlechtigkeiten müssen wir uns hüten, Miß Diaz.“

Sie sieht ihn groß an:

„Ich möchte es auf irgendeine Weise wieder gutmachen. Spielen Sie noch weiter?“

„Weshalb denn nicht?“

Sie gehen beide wieder in den Spielsaal, und diesmal hat William Morton mehr Glück. Er kann zwar nicht seinen ganzen Verlust wieder einholen, aber er verdient ein nettes Sümmchen. Zu seinem Erstaunen nimmt Olympia Diaz das Geschenk einer Teilsomme an. Er kann sich kein rechtes Bild machen, welches Wesen eigentlich hinter dieser Frau steckt. Bald scheint es ihm, als ob sie ihn liebt, bald scheint es ihm, als ob sie ihn nur ausnützen wollte. Morton zerbricht sich nicht den Kopf darüber. Vor sich selber denkt er, werde ich beides annehmen. Dann gibt es keine Enttäuschung. Einen Augenblick hält er sich noch nach dem Spiel in der nun von den Mitternachtsgästen rauchgeschwängerten Bar auf. Aber diese Leute mit ihrem exaltierten Benehmen befriedigen ihn wenig. Er geht auf sein Zimmer und entkleidet sich.

Er ist gerade im Begriff, das Licht der kleinen Nachtlampe auszuschalten, da klingelt sein Zimmertelephon. Er richtet sich in den Kissen auf, denkt, das kann nur mein spanisches Vollblut sein, greift zum Hörer. Er erfährt jedoch von der Telefonzentrale, daß er aus Philadelphia verlangt wird. Wenn man ihn vom Mars angerufen hätte, hätte es ihn auch nicht mehr in Erstaunen versetzt. Diesmal wird eine Frauenstimme im Apparat hörbar.

„Hier ist Julie. Bist du es, Dimitrij?“

„Hier ist William Morton.“

„Daß du lebst — daß du lebst —“, die Stimme ersticht in Tränen, und man hört schluchzen. William Morton weiß nicht, was er sagen soll. Die Stimme fährt fort:

„Du weißt, daß man dich erkannt hat. Du mußt sofort fliehen und dir das Gesicht operieren lassen! Ich habe auch schon wieder Expressbriefe erhalten. Es ist zu schrecklich...“ Wieder weint die Frau.

(Fortsetzung folgt)



★ Haarausfall kann verhindert — schwacher, sich lichter Haarausfall kann wieder zu neuem Leben erweckt werden. Auxol ist ein nach besonderem Verfahren (auf Basis herabgesetzter Oberflächenpannung) hergestelltes neuartiges Haartonikum von universeller und ungewöhnlich intensiver Wirkung. Es bringt vorzeitigen Haarausfall zum Stillstand und regt in Rückbildung begriffene, aber noch lebensfähige Haarwurzeln zu neuer, kräftiger Entwicklung an. Mit Auxol behandeltes Haar wächst stark und elastisch nach und hat Glanz und Fülle. In jedem Fachgeschäft erhältlich. RM. 1,90 u. 3.—

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE



Lebendige Drachen

BILDBERICHT VON DEN NACHFAHREN DER VORWELTLICHEN DRACHEN UND RIESEN-ECHSEN



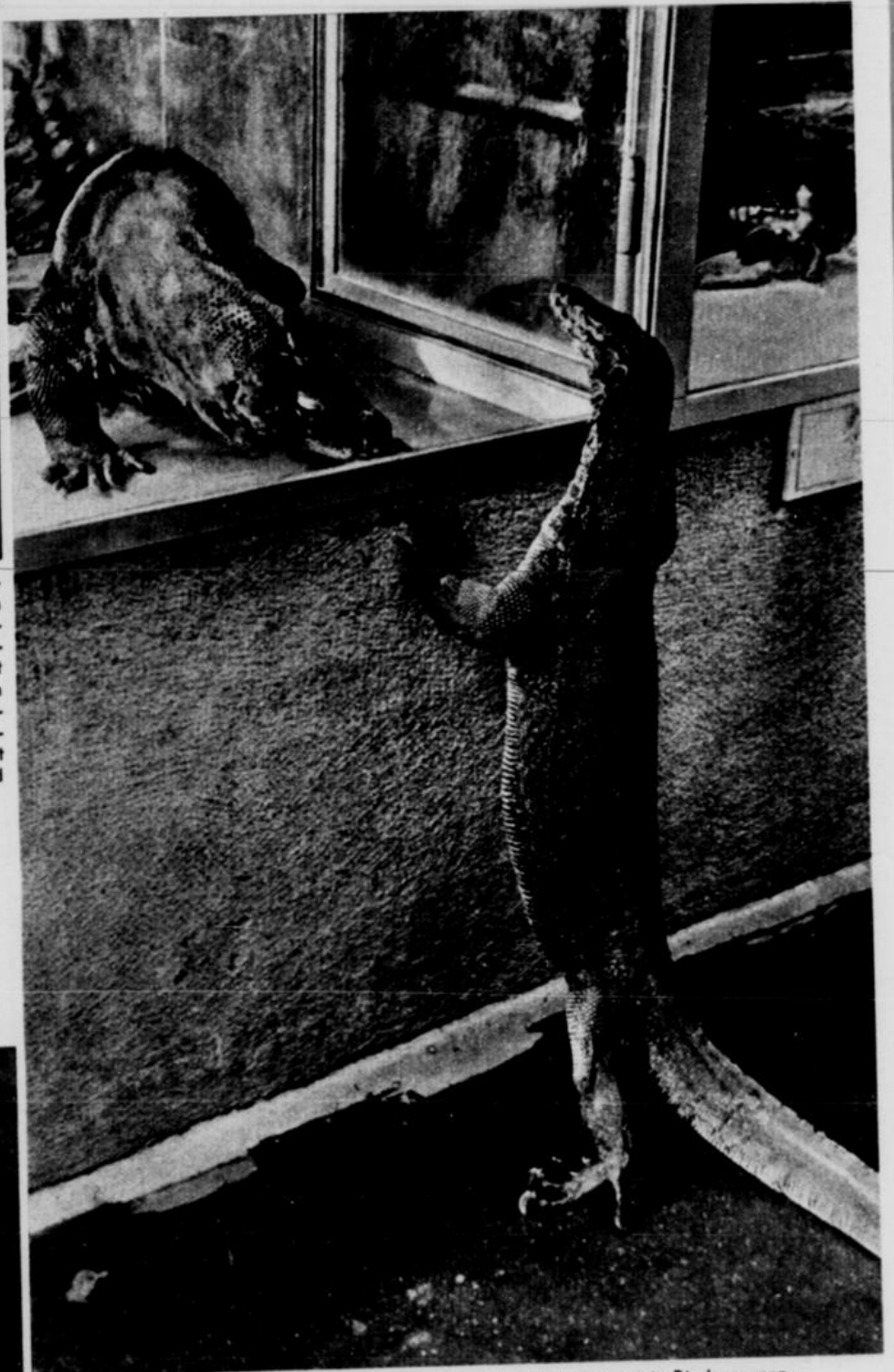
Der Drachenwaran ist unter allen wechselwarmen Geschöpfen des Frankfurter Aquariums das „intelligenteste“. Er kennt seine Pfleger und kann diese von anderen Personen unterscheiden. Ferner besitzt er einen gut ausgeprägten Orts- und Zeitsinn.

Text und Aufnahmen: Max Gollner

Der Drachen- oder Komodowaran, eine Riesenechse, die erst 1912 entdeckt wurde. Diese Echse, die auf den Inseln Komodo und Flores beheimatet ist, wird bis dreieinhalb Meter lang.

Eine kostbare Sammlung von Riesenechsen beherbergt das Aquarium des Frankfurter Tiergartens, sogenannte Warane, die die Wissenschaft als die Nachfahren der Drachen der Sage, also der vorweltlichen Saurier ermittelt hat. Die Warane kommen ausschließlich in subtropischen Gebieten, meistens auf Inseln der Südmeere, vor. Viele von ihnen wurden erst vor wenigen Jahren entdeckt, so der Drachenwaran der Inseln Komodo und Flores, der dreieinhalb Meter lang werden kann und durch diese Größe die Riesenhaftigkeit und Wehrhaftigkeit seiner vorweltlichen Vorfahren lebendig macht. Die Nashornleguane, kleinere aber kräftige Burjsen, kommen aus San Domingo und der Bindenwaran von den Sunda-Inseln. Die Warane sind im Gegensatz zu ihren trägen Vettern, den Krokodilen und Alligatoren, lebendige und spielerische (wenn sie satt sind) Geschöpfe, die über eine bei Reptilien verblüffende Intelligenz verfügen. Vor allem fällt in dieser Hinsicht der Drachenwaran des Frankfurter

Ein ausgewachsener männlicher Nashornleguan mit seinem Pfleger



Der auf den Sundainseln beheimatete Bindenwaran „begrüßt“ seinen Vetter, den Komodowaran

Zoos auf, der seinen Wärter genau von fremden Personen zu unterscheiden vermag, ihm wie ein Hund bei Fuß folgt und ihn, wenn er ihn längere Zeit nicht gesehen hat, stürmisch und freudvoll begrüßt. Dem Besucher, der nichtsahnend in die Riesenechsenstation kommt, erstarrt im ersten Augenblick das Blut in den Adern, wenn er den tiefenhaften Drachen hinter dem Wärter herlaufen sieht. Aber schnell erweist sich, daß der gefährlich aussehende Burjsche völlig harmlos ist. Er wird nur böse und kampflustig, wenn er mit einem seiner Vettern, z. B. Nashornleguanen, in Berührung kommt, dann bläht er den am Hals befindlichen Luftsad zur Ballongröße auf, faucht und schnaubt wie ein wütender Stier und schlägt mit dem eisenharten, langen Schweif erdost um sich. Wehe dem Menschen, der in den Schlagradius des Drachenschwanzes geraten sollte, er würde in Sekundenbruchteilen zermalmt werden.

Die Warane und Leguane sind so die letzten Zeugen einer schon vor Jahrhunderten verfunkenen Umwelt. Sie haben sich durch alle Stürme und Katastrophen der Erdgeschichte bis heute erhalten können, und deshalb muß das Verdienst des Frankfurter Zoos, diesen seltenen Geschöpfen Pflege und Heimstätte gewährt zu haben, besonders hoch angerechnet werden.

Geschichten aus dem Leben

Die zweite Frau des Königmörders

Als Louise Gély den armen Advokaten Danton im Café du Parnasse zum ersten Male sah, war sie ihm ganz verfallen. „Er ist doch so häßlich!“ sagte man ihr. Sie lächelte: „Was macht das aus, wenn ich ihn schön sehe?“ Aber er war für sie unerreichbar — er hatte Gabrielle, seine Frau, die er anbetete.

Dann kam die Revolution, die Georges Danton rasch aufwärtsstrug. Er wurde Minister der Justiz. Da erkannte Gabrielle. Es gab keine Rettung mehr. Der riesige Mann lag an ihrem Lager und schluchzte fassungslos. Und doch konnte er in dieser Stunde nicht bei ihr bleiben: die Nordarmee in Belgien war in höchster Gefahr. Bevor er sich von Gabrielle trennte, bestimmte sie dem Mann die neue Gattin und ihren beiden Kindern die Mutter: Louise Gély!

Das sechzehnjährige Mädchen stand im Dämmer des Sterbezimmers und erlebte erschrocken und bebend diesen Abschied. Noch nicht Witwer und doch schon Bräutigam, verließ endlich Danton Gabrielle, um nach Belgien zu gehen. Und als er zurückkam, erwartete ihn nur noch die kleine Braut Louise mit den beiden Buben. Sie sah aus wie die ältere Schwester der Knaben.

Mit ihrem Lachen vertrieb sie bald die düstere Trauer des Hauses. Die Zärtlichkeit ihrer Kinderarme, die Weichheit ihres Mundes und das leuchtende Blau ihrer klaren Augen machten den schon alten und müden Danton wieder jung. Er wurde wieder so alt, wie er wirklich war: 34 Jahre.

Louises Familie war gegen eine Vereinigung mit dem Jakobiner. Sie forderte eine katholische Heirat und glaubte, daß Danton davor zurückschrecken würde. Er entäußerte sie jedoch und brachte sofort das Opfer. Er brachte es dem Frühling in seinem Herbst, dem Rosenband in seiner Trauer — er tat es für Louise, der zarten und doch so starken Braut! Und schloß sich selbst damit den Scheiterhaufen, auf dem er verbrennen sollte.

Nach der Hochzeit zog das Paar in die gleiche Mansarde in der Rue du Commerce, in der vier Monate früher Gabrielle lebend lag. Auf der Kommode lagen noch ihre Hüte, über die Stuhllehne geworfen ihre pelzverbrämte Mantille aus blauem Satin. Und hinter einer Gardine aus weißer Musseline stand das Bett, in dem die erste Frau Dantons litt und starb.

Für den großen Danton gab es nichts mehr als seine kleine Frau. Er ging mit ihr durch die Weinberge seiner Heimat. Weit weg war der Krieg. Sehr fern Paris mit seinen Komitees. Er versank ganz in die weiche Lust und war nichts mehr als ein Verliebter. Kaum drang ein Ruf aus der Hauptstadt in das Glück dieser Landschaft. Hügel, Wiesen, Weinberge und überall Louise — das war seine neue Welt. Seine Spannung löste sich, er wurde faul, gedankenlos, nachgiebig der Geliebten, dem Sommer, der Müdigkeit. Er lachte wie ein beglückter Sklave, wenn ihn die kleine Frau mit drolligen Späßen neckte, er lachte auch über die Ränke der Gegner in Paris. „Ich brauche doch nur mit der Faust zu schütteln, dann zittern sie!“ So sprach er immer. Aber er glaubte es längst schon nicht mehr.

Dann waren sie wieder in Paris. Danton sah an seinem Tisch und las die Zeitungen, Flugblätter und Pamphlete. Aber er las sie nur mit den Augen. Seine Sinne lauschten der Stimme Louises, die im Nebenzimmer den beiden Knaben Fabeln von Lafontaine vorlas. In seinem Zimmer war Staub und Moder — nebenan aber schien die reine Sonne. Die Freunde kamen täglich und fragten, ob der Tribun schlafe. Er würde schon aufwachen, sagte er ihnen. Danton redete sich auch. Aber nur sein Leib bewegte sich. Sein Geist und sein Herz jedoch lagen im guten Schlaf. Gedanken beschäftigten ihn, Ideen, von denen er sich gefangen nehmen ließ: besser ein armer Fischer sein, als die Menschen beherrschen wollen!

Am Abend des sechzehnten Germinal geschah dann das heimlich längst Erwartete: atemlos stürzte ein Freund ins Zimmer: „Deine Verhaftung ist beschlossen worden!“ Noch lächelte Georges: „Sie werden es nicht wagen!“ Der Bote verschwand in Angst und Eile. Louise brachte die Kinder zu Bett, dann legte sie die Arme um den müden Mann und küßte ihn. Da kam eine neue Meldung vom Komitee: es sei die letzte Möglichkeit der Flucht! In einer Stunde schon wären alle Ausgänge besetzt! Danton dachte nicht daran: „Fliehen? Trägt man denn das Vaterland an den Schubhaken mit?“

Von Zeit zu Zeit schüttete er heftig die brennenden Scheite im Kamin. Unzusammenhängende Worte sprach er zu sich selbst: „Ich habe ausgedient. Das Leben ist mir zur Last.“ Dann trat er ans Fenster und starrte in die Nacht. In diese langsam schleichende Nacht. War da nicht ein Flüstern draußen? Klirrten da nicht Räder?

Louise war aufgewacht. Sie warf die Arme um seinen Hals, küßte seine Hände und badete sein Gesicht in Tränen. Der innere Sturm des Mannes schien nachzulassen — da

donnerten Pistolenknäuse und Säbel ans Tor und eine Stimme rief: „Au nom du Comité de Sécurité!“

Das war das Todesurteil. Und Danton schrie. Er brüllte wie ein gefangenes Tier in der Falle. Dann befreite er sich aus Louises Armen und öffnete. Fadelträger beleuchteten das Bild: waffenklirrende Soldaten und Parteigänger Robespierres drängten sich um ihn. Danton stieß ein raues, dröhnendes Gelächter aus. Es fand jedoch kein Echo.

Da wachte Georges Danton, der Volkstribun, was dieses Schweigen für ihn zu bedeuten hatte. Und er ahnte, daß es nichts mehr gab, sein Schicksal aufzuhalten. Er sprach kein Wort mehr und schritt durch das Spalier der blühenden Bajonette. Louise Danton aber sank mit weit ausgebreiteten Armen ohnmächtig auf das Pflaster.

Das Urteil war bald gesprochen. Auf dem Weg zur Guillotine sang Danton immerfort eine Strophe des Liedes, das er in seiner Gefangenschaft verfaßt hatte. Sie hieß:

„Uns bringen an den Galgen zwar
Viel Schurken — eine ganze Schar,
Und das betrübt uns sehr.
Bald aber kommt der Augenblick
Da triegen alle sie den Strid,
Das tröstet uns noch mehr!“

Der Henker Samson ließ ihn singen — und merkte sich das Lied. Danton schritt ohne Zögern zum Beil. Seine letzten Worte galten Louise. Der kleinen, tapferen, süßen, kindlichen Louise: „O bien-aimée! Ma bien-aimée, je ne te verrai donc plus!“

Zwei Jahre brauchte die achtzehnjährige Witwe, um den fliehenden Quell ihrer Tränen zum Versiegen zu bringen. Dann war sie bereit, Herrn Dupin zu heiraten. Bieder und brav wurde sie die Frau des Bürgers Claude-Etienne Dupin, der unter Napoleon Präfekt und Baron wurde. Herr Dupin verlangte von Louise, daß sie niemals den Namen Danton aussprechen dürfe. Sollten der neuen Ehe Kinder entsprechen, müßte sie verhindern, daß diese in Erfahrung bringen, ihre Mutter sei ehemals mit einem Königmörder verheiratet gewesen.

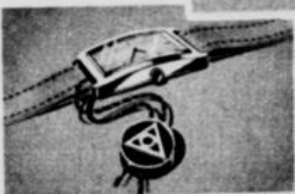
Herr Dupin besaß ein kindlich-naives Gemüt und glaubte, der Tag seiner Eheschließung könnte die Erinnerung des 5. April auslöschen, jenes Tages, da Georges Danton, der Tribun und Königmörder, unter dem Beil röchelte: „O bien-aimée!“

Louise gewöhnte sich an Dupin. Sie überlebte ihn um vieles und starb still und friedlich im Alter von achtzig Jahren.

Warum wurde das DREIECK zum Symbol für die Markenuhren der Alpina Deutsche Uhrmacher Genossenschaft gewählt?

Symbol ausgereifter Uhrenkonstruktion:

Mit seiner klaren, einfachen Linienführung ist das Dreieck Sinnbild der glücklichen organischen Vereinigung aufeinander abgestimmter Einzelheiten. Deshalb konnte für die klare und durchdachte Konstruktion der Markenuhren der Alpina Deutsche Uhrmacher Genossenschaft kein besseres Kennzeichen gefunden werden als das Dreieck. Jede dieser Markenuhren ist äußerlich als Dreieck - Uhr gekennzeichnet. Sie trägt das Dreieck auf der roten Plombe.



Symbol einer Ver- trauensgemeinschaft:

Im Dienst an der Uhr — und damit im Dienste des Käufers — vereinigen sich harmonisch und zweckbestimmt die Erfahrungen der Genossenschaft, des Fabrikanten und des Mitgliedsgeschäftes. Ihr geradliniges Zusammenarbeiten symbolisiert das gleichseitige Dreieck als Zeichen einer Vertrauensgemeinschaft. Und drei Vorteile für den Käufer sind Ziel und Ergebnis ihres Wollens: Schönheit der Form, Sicherheit des Werkes und günstigste Preisgestaltung.

So ist das Dreieck das Wahrzeichen der Genossenschaft, das Kennzeichen des Mitgliedsgeschäftes und das bedeutungsvolle Gütezeichen der von ihr angebotenen Markenuhren, der Dreieck-Uhren.



Werk Zweikreis
Gehäuse Edel-
stahl RM 35,—



Eiche mit Nußbaum
Bimbamgong RM 125,—



Werk Siegerin
Gehäuse Gold
RM 95,—

RÄTSEL

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — an — ard — cre — da — da — dar — de — di
di — do — du — e — ein — ek — fer — gar — ge — go
gra — hand — he — ho — in — in — len — lu — lu
me — mo — na — na — na — na — nat — nat
nel — no — nung — pel — re — re — rin — spi — te
te — te — ter — tum — u — wei — zi

sind die nachstehend umschriebenen Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten:

- | | |
|---------------------------|---|
| 1. Brettspiel | 10. Meerenge zwischen Europa und Kleinasien |
| 2. lustiges Geschichtchen | 11. Schlangenart |
| 3. Gemüse | 12. Farbstoff |
| 4. Rahtampfwaffe | 13. italienische Weigenbauerstadt |
| 5. männlicher Vorname | 14. Hauptstadt der hawaiiischen Inseln |
| 6. weiblicher Vorname | 15. Wasserloch |
| 7. Genussmittel | 16. römische Göttin |
| 8. Rand eines Gewässers | 17. Verband Gewerbetreibender |
| 9. weiblicher Beruf | 18. innere Organe |

Verwandlungsrätsel

Das Wort Sohn ist in das Wort Lage und dieses wieder in das Wort Rost zu verwandeln. Es darf jedesmal nur ein Buchstabe und jeder Buchstabe nur einmal verwandelt werden.

Sohn Lage Rost

Arithmogriph

1 2 3 2 4 5 6
2 3 2 7 8 2
3 2 9 2
9 10 1 1 10 6
10 3 10 11 2 6 12

Die erste Senkrechte nennt ein Holzgewächs der Tropen und die dritte einen Leuchttörper.

Magische Leiter

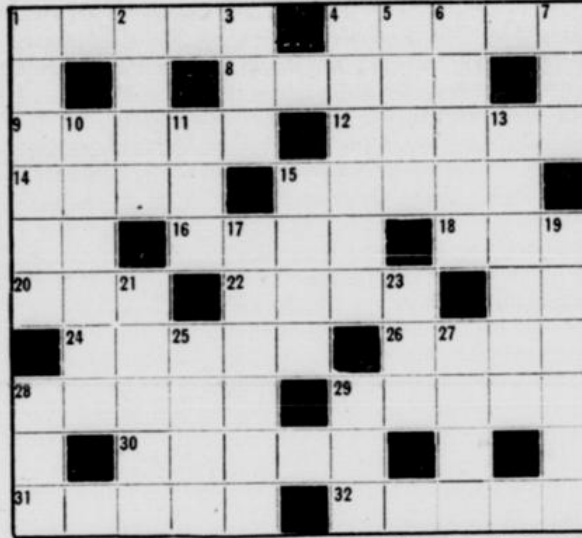
da — da — do — do — mä
mo — ne — ne — pe — tor
tor — va — vos

Die Silben sind in die Felder einzuordnen, daß sich waagerecht und senkrecht gleiche Wörter ergeben: 1. Antriebsmaschine, 2. Sprengkörper, 3. großes Gut, 4. nordamerikanischer Staat, 5. Stadt in der Schweiz.

Röfzelsprung

auf	ein	mut	nen	raf-	ges	wer-	und
ge-	ja-	du	jun-	ben	zum	fe	blut
bist	lig	bat	so	del-	bich	traft	er-
zen	the		ei-	man		in	denn

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Ort in der Schweiz, 4. Seuche, 8. chemische Lösung, 9. britische Provinz Vorderindiens, 12. biegsamer Zweig, 14. altes Holzmaß, 15. inneres Organ, 16. Tierprodukt, 18. Höhenzug in Braunschweig, 20. Wappenvogel, 22. griechischer Gott, 24. Edelstein, 26. Vorzeichen, 28. Stallbodenbelag, 29. ungedecktes Grasland, 30. Vorbild, 31. behautes Land, 32. Flammenzeichen.
Senkrecht: 1. amerikanische Halbinsel, 2. Nebenfluß der Seine, 3. Bergweide, 4. Stadt in der Schweiz, 5. Ringelwurm, 6. Schmutzgegenstand, 7. griechische Göttin, 10. schottisches Herrscherhaus, 11. Unterscheidungsbezeichnung, 13. Haushaltgerät, 15. Nähwerkzeug, 17. Wappenvogelgattung, 19. Beleuchtungsstück, 21. Gründer Ruhlands, 23. Kieselwasser, 25. Nebenfluß der Saale, 27. Nebenfluß des Rheins, 28. Stadt in Belgien, 29. Zahl.

Bejuchstartenrätsel

Jul. Weier

Welchen Beruf hat der Herr?

Magisches Quadrat

Die Buchstaben:

aaa, b, dd, eeee, ii, kk, 1111, nnn, oo, p

sind so in die Felder einzuordnen, daß waagerecht und senkrecht Reihen gleichlauten. Die Reihen bezeichnen: 1. Fremdwort für Vorfürzung, 2. elektrischen Vol, 3. schwedischen Erfinder 1896, 4. Leitgedanken, 5. Werkzeug.

Süllrätsel

da — da — do — do — mä
mo — ne — ne — pe — tor
tor — va — vos

Die Buchstaben: a a, c, e, e, e, k, l, m, m, n, n, o, p, r, s, t, t
sind so an Stelle der Punkte zu setzen, daß die waagerechten Reihen ergeben: 1. Hunderrasse, 2. Rasseart, 3. Kleinigkeitsträger, 4. Angehöriger der Wehrmacht, 5. weiblichen Vornamen.

Zitatmosaik

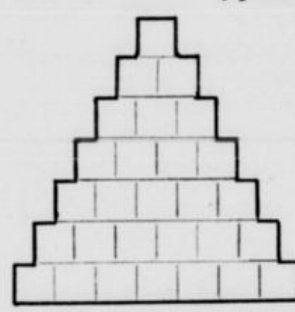
ates — derh — deri — eiln
gutw — hmwa — iema — insa
mist — ndda — stut — were
Man ordne die Buchstaben so, daß das Ganze ein Sprichwort ergibt.

Silbenkreuz

1—2 junger Diener, 1—3 brasilianischer Staat, 1—4 Laufzeuge, 1—6 teigige Masse, 1—6—4 Badwert, 2—3 Stadt in Thüringen, 2—6 Ausdrucksbewegung, 3—2 Mut, Rassei, 3—4 Teilbetrag, 4—4 Spitze eines Truppentörpers, 5—2 Zeitabschnitte, 5—3 Handelsge- wicht, 5—6 hebelartiges Glied, 6—2 Fußweg (Mehrzahl).

1	2
3	4
5	6

Pyramidenrätsel



Vokal
Tierprodukt
türkischer Titel
Teil des Körpers
Obst
europäische Hauptstadt
Schwertzeug (Mehrzahl)

Oben beginnend, soll jedes weitere Wort immer einen Buchstaben mehr haben. Die Buchstaben dürfen beliebig umgestellt werden. Gebraucht werden: 5 b, 6 e, 7 i, 3 l, 4 n, 3 r.

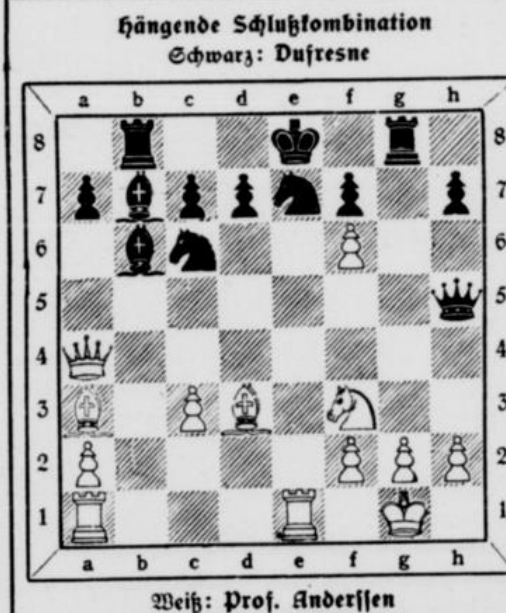
Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer

Silbenrätsel: 1. Dänemark, 2. Erdbeben, 3. Segrim, 4. Neisse, 5. Senegal, 6. Cremona, 7. Harmonium, 8. Irene, 9. China, 10. Kugelfisch, 11. Senfe, 12. Anemone, 13. Lineal, 14. Rebus, 15. Unruhe, 16. Hauptmann, 17. Toscana, 18. Internat. Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust. **Telegraphenrätsel:** Alle großen Männer sind bescheiden. — **Verfälschter:** Bauer und Arbeiter sind die Grundpfeiler des Staates. (Adolf Hitler.) — **Röfzelsprung:** Durch des Korns enge Gassen / Langsam zieh' ich wohl einher, / Wenn die Ähren all erbläuen / Von verborgnem Segen schwer; / Und so wandl' ich hin und sinne / Und weiß nicht, was ich beginne. (Julius Moser.) — **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Stall, 5. Mais, 7. Reigen, 10. Reue, 12. Reich, 14. Brauch, 16. Irene, 18. See, 19. Uri, 20. Under, 22. Ruffe, 24. Inge, 26. Arie, 28. Schelle, 29. Auf, 30. Leder. — Senkrecht: 1. Saar, 2. Ar, 3. Lerche, 4. Sie, 5. Meer, 6. Seuche, 8. Guben, 9. Beirut, 11. Bärge, 13. Iris, 15. Aien, 17. Arie, 19. Urban, 21. Diele, 23. Sachs, 25. Eber, 27. Ill. — **Dijitenartenrätsel:** Kürschner. — **Süllrätsel:** Reform, Gregor, Streit, Azoren, Tagore. — **Magisches Quadrat:** Lehar, Etage, Hafen, Agent, Rente. — **Verwandlungs- rätsel:** Maus, Laus, Laut, Rast, Rist, Lift, Lisa, Lira, Lora, Dora. — **Verfälschter:** Ernst, Stern. — **Kammrätsel:** 1. Ober, 2. Tara, 3. Burg, 4. Kate. Oktober — Raga.

SCHACHECKE

Lösung des Dreizügers von E. Nair (Aus Heft 36 vom 3. September 1939)

Weiß: Kg7, Ta3, Ld2, Bf3, g2, g4; Schwarz: Kh4, Ba5, b4, d4, 14, g3, h2. Matt in drei Zügen.
1. Td3—a3, b4—a3; 2. Ld2—a5 nebt 3. La5—d8 t matt; 1... a5—a4; 2. Ld2—b4 nebt 3. Ld4—e7 t matt; 1... h2—h1 Dame; 2. Ta3—a5 nebt 3. Ta5—h5 t matt; 1... Kh4—g5; 2. Ta5—a5 t, Kg5—b4; 3. Ta5—h5 t matt. Es kloppt h. Td3—d4 an h2—h1 Dame; falls nun Td4—d5, so Dh1—a1 t.
Zinks:
Die Partie nahm folgenden drama- tischen Verlauf:
1. Ta1—d1! Dh5—f3; 2. Te1—e7 t, Sc6—e7; 3. Da4—d7 t; Ke8—d7; 4. Ld3—f5 t, Kd7—e8, 5. Lf5—d7 t, K beliebig; 6. La3—e7 t matt.



Weiß: Prof. Andersen

Kanold
Sahne-Bonbons
Die echten Dicken

Alja Rachmanowa's
Tagebuch—Trilogie
Dokumente der russ. Revolution
Band I: Studenten, Liebe, Tschecha und Tod
Band II: Ehen im roten Sturm
Band III: Milchfrau in Ottakring
Diese 3 Bände in Leinen gebunden RM 18.—, in Kassette, liefere ich gegen Monatsraten von nur RM 1.—. Rate bei Lieferung. Erfüllungsort Stettin
Walter Dürkoop Stettin Altstadt Reise- und Versandbuchh. Heumarktstr. 10

Togal
gegen Rheuma
Total ist hervorragend bewährt bei
Rheuma Ischias Hexenschuß Nerven- und Kopfschmerz Erkältungen
Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!
M 1.24 in allen Apotheken
Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbige illustrierte Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“, ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

Je öfter die Anzeige erscheint, um so wirkungsvoller wird sie

Anzeigenwerbung ist die Grundlage jedes Geschäfts

Für die Frau

Die Front der Frau

Genau so wie der Mann, ist sich auch die Frau der Größe der Stunde, in der wir leben, bewußt, und — des sind wir gewiß — sie wird nach diesem Erkennen handeln. Da die Männer an der Front sind, wird es an der Frau im wesentlichen Maße liegen, ob auch die Heimatfront unbefriedigt und lüdenlos bleibt. Sehr viele Frauen, insbesondere unsere weibliche Jugend, ist von einer heiligen Ungeduld erfüllt und bedauert tief, daß sie nicht mit Männern und Brüdern hinausziehen können. Viele von ihnen haben das Empfinden, hier in der Heimat an einer weniger wichtigen, weil vielleicht ungefährlicheren Stelle zu stehen als die anderen, die draußen sind.

Sie und alle anderen Frauen wie auch alle Männer, die in der Heimat bleiben, müssen aber wissen: es gibt keine unwichtigen Stellen, an denen man Unwichtiges tut, es sei denn, daß man selbst die Schuld daran trägt. Gerade die mutige und aktive Frau wird in diesen Tagen mit innerer Genugtuung erleben, daß ihre Einsatzbereitschaft, vor allem ihre Einsatzfähigkeit für den Bestand von Wirtschaft und damit des Daseins des Volkes von ungeheurer Wichtigkeit geworden ist und noch weiterhin werden wird.

Millionen Frauen und Mädchen werden als Ersatzheer in der Kriegswirtschaft ihre Dienstverpflichtung erfüllen und erfüllen können. Nicht nur der Wehrarbeiter genießt das Ansehen eines in der Heimat Kämpfenden, auch die Wehrarbeiterin ist eine solche Kämpferin, und wie sie alle jene, die den Weitergang der Wirtschaft, der lebenswichtigen Arbeit hier garantieren.

Täglich melden sich Frauen und Mädchen auf den Arbeitsämtern, bei den Verwaltungsstellen, bei den Organisationen der Partei und drängen: Gebt uns irgendeine Arbeit, die wichtig ist... Viele, die ihrem üblichen Beruf nachgehen wie in sonstiger Zeit, darunter so manche Verkäuferin und Stenotypistin, beneiden ihre Arbeitskameradin, die als Schaffnerin auf den Straßenbahnen Dienst tut. Viele Frauen, die im Besitze eines Führerscheins sind, haben sich sofort als Kraftfahrzeugführerinnen zur Verfügung gestellt.

Noch ist im einzelnen gar nicht zu überblicken, wo überall und in welchem Umfange der Einsatz der Frau in der Wirtschaft, in kriegswichtigen Arbeitszweigen, in der sozialen und pflegerischen Tätigkeit, in der Luftschutzarbeit sich gestalten wird. Aber eins ist gewiß. Es wird von größter Entscheidung sein — und dessen hat sich jede Frau und jedes Mädchen voll bewußt zu werden — sie stehen eingereiht in die große Kampfgemeinschaft und haben ihre Pflicht zu erfüllen. Sie haben genau so tapfer zu sein und sie dürfen ebensoviele ihren Posten verlassen, wie der Mann an seinem Platze. Sie sollen wissen, daß nicht nur für ihr Volk eine große Stunde geschlagen hat, sondern auch für ihr Geschlecht selbst. Denn obgleich es schon im Weltkriege eine Forderung auch nach der Dienstverpflichtung der Frau gab, obgleich schon damals ein eingesetztes Frauengeschlecht — es waren unsere Mütter — dem Gebot der Stunde Folge leistete, erfolgte dieser gern geleistete Einsatz unter dem bedrückenden Zweifel über den Wert der weiblichen Arbeit überhaupt und unter der Minderbewertung der weiblichen Dienstpflicht. Man war zudem auf diesen Einsatz der Frau, der als Forderung einer modernen Kriegsführung auftauchte, nicht vorbereitet. Schließlich, die Berufsunterfahrenheit weicher Frauenkreise bildete eine Gefahr.

Dies alles ist heute ganz anders. Kein Zweifel an der weiblichen Arbeitsleistung taucht heute mehr auf so wie einst im Jahre 1916, als die Forderung, auch die Frau unter den Zwang der Arbeitsleistung zu stellen, abgelehnt wurde — zum Schaden des Volkes.

Heute sieht die Nation und ihre Führung mit Zuversicht und Vertrauen auf die im Beruf und Dasein disziplinierte und verantwortungsbewußt gewordene weibliche Generation. Keine Frau und kein Mädchen darf diese Hoffnung enttäuschen. Wenn Männer und Brüder den Kampf für die Freiheit kämpfen, wird keine Frau mit Ehrgefühl untätig sein oder etwas Zweckloses tun können. Ist sie abkömmlich, steht sie nicht an anderer wichtiger Stelle, meldet sie sich für die Arbeiten in den Werkstätten und den Büros, in der Textil- und Bekleidungsindustrie, in den Krankenhäusern und den anderen Stellen. Sie meldet sich freiwillig zur Unterstützung der nun erst recht belasteten Bauernfrau, deren Mann als Arbeitskraft ausfällt, da er seiner Wehrpflicht genügt. Die Frau hilft mit, den Rest der Ernte einzubringen. Im Rahmen der Nachbarschaftshilfe können jene Frauen, die nur stundenweise am Tage abkömmlich sind, ihre Kraft zur Verfügung stellen. Sie finden Arbeit in der Familienfürsorge, in Familien, deren Ernährer im Felde sind, sie finden Arbeit im Bahndienst der NSV, der verdreifacht und vervierfacht ist, sie helfen der nun allein geliebenen Kaufmannsfrau im Einzelhandels-geschäft deren nicht leichte Arbeit zu tun.

Daran wollen wir alle in diesen Tagen denken und auch danach handeln: an der Frau wird es liegen, ob der seelische Wehrwille und die seelische Widerstandskraft der Heimatfront stark und ungebunden bleibt und der Glaube an unser Recht und an unseren Sieg unerschütterlich.

Edith Staffin.

Unter Rezept:



Gefüllte Äpfel

sind eine schnell bereitete, gute und billige Nachspeise. 4 oder 5 Äpfel werden geschält, vorsichtig vom Kernhaus befreit und mit etwas Zucker und gewaschenen Rosinen gefüllt. Die gefüllten Äpfel stellt man nebeneinander in eine Schüssel, streut noch Rosinen darüber und bedeckt die Äpfel mit Vanillepudding. Die Speise wird mit Zucker, geriebener Semmel oder Zwieback bestreut, mit Butterflöckchen belegt und im Ofen überbacken.

Aufn. W. Girardet



Für alle die nicht kommen können

empfehlen sich eine Trinkkur zu Hause. Die heilkräftige, weltbekannte Wildunger Helenenquelle und die kochsalzfreie Georg-Viktorquelle werden schon seit vielen Jahrzehnten in alle Welt versandt. Die Heilkraft bleibt auch bei langer Lagerung in der Flasche erhalten. Machen Sie einmal eine Monatskur mit 30 Flaschen; das kostet nur RM 16.80 frei jeder deutschen Station. Pfand für Flaschen und Verpackung RM 4.50.

Jeden Tag eine ganze Flasche — das hilft!

Heilkräftige Helenenquelle
BAD Wildungen



Sie meinen, das könne nicht sein? Man sehe doch die hübschen blau-weißen Blendax-Tuben in allen Schaufenstern! Trotzdem — „unsichtbar“ ist bei der Blendax-Zahnpasta ein großer Teil ihres Putzkörpers! Blendax hat ihn bis zur kolloidalen Form entwickelt, und das heißt: ein hoher Prozentsatz des Blendax-Putzkörpers ist so fein, daß seine Einzel-„Stäubchen“ selbst im Mikroskop kaum erkennbar sind!

Für Sie bedeutet dieser verbesserte Putzkörper, der gleichzeitig eine vorteilhafte Verringerung der organischen Bindemittel (Deutsches Reichspatent angemeldet) gestattet, hohe Reinigungskraft bei größtmöglicher Schonung des Zahnschmelzes. Ansatz von Zahnstein aber wird in hohem Maße verhütet, wobei die Blendax-Wirkung in erster Linie auf unschädlichen physikalischen Vorgängen beruht und nicht auf chemischer Einwirkung.

Und deshalb — benutzen auch Sie Blendax
* wirksam gegen Ansatz von Zahnstein

Wehe den Besiegten!

TATSACHENBERICHT ÜBER DEN UNFRIEDENSVERTRAG VON VERSAILLES 1919 VON DR. ERNST LEWALTER

4. Fortsetzung

Copyright by Pressedienst der Franck'schen Verlagshandlung, Stuttgart

Erst jetzt, wo der Ausgang nicht mehr zweifelhaft ist, wird der Konflikt unter den Siegern unausbleiblich.

Am 14. Februar hat die „George Washington“ noch Wilson wieder an Bord genommen. Lloyd George ist über den Kanal gefahren. Clemenceau sieht ein paar Tage Ruhe vor sich. Die Kommissionen werden über die neuen Grenzschengungen, über die Reparationen beraten. Der „Tiger“ kann ein wenig aufatmen — und um so freier, als die Abfahrt Wilsons sich unter erfreulich kühler Haltung der Pariser Bevölkerung vollzogen hat. Wilson war über diese Kühle verstimmt, sogar unfreundlich gegen Clemenceau beim Abschied — begreiflich genug! Wer wollte es ihm verdenken? Doch diese Verstimmung vermag die Laune des „Tigers“ nur zu verbessern.

Doch auch für ihn hat das Schicksal Prüfungen bereit. In der Frühe des 19. Februar — er hat soeben vor der Tür seiner Wohnung in der Rue Franklin seinen Rolls Royce bestiegen, um ins Kriegsministerium zu fahren — erreichen ihn drei Kugeln aus dem Revolver eines Anarchisten. Zwei treffen nur den bauschigen Mantel des „Tigers“, die dritte aber durchschlägt das Brustfell und streift die Lunge.

Weder der Schock noch die heftigen Schmerzen, die bald einsetzen, vermögen die ingrimmig fröhliche Laune des Tigers zu dämpfen. Der Arzt kommt. „Denken Sie, Doktor“, empfängt ihn der Patient, „der Mann hat mich nur geschrammt — so ein Stümper! Welch herrlicher Abgang wäre das sonst gewesen.“

Die Untersuchung bestätigt, daß die Verletzung nicht ernstlicher Natur ist. „Nur wenige Millimeter weiter rechts oder links“, sagt der Arzt, „und es wäre aus gewesen.“ „Sehen Sie, Schwester Theoneste“, wendet sich Clemenceau an die fromme Krankenpflegerin, „so gut meint es der liebe Gott mit denen, die nichts von ihm halten! Glauben Sie, daß er Ihre Wege auch ein solches Wunder getan hätte?“

Die gute Schwester Theoneste hat überhaupt manches auszuhalten. Nicht nur, daß der Patient nicht ruhig liegen bleiben will, sie muß es sich auch gefallen lassen, daß er sie ins Gebet nimmt. „Glauben Sie an den Teufel, Schwester Theoneste?“ Sie bejaht natürlich. „Nun sagen Sie aber: Wenn der liebe Gott doch allgütig ist, wie kann er dann erlauben, daß es den Teufel gibt?“ Die Schwester ist ein einfältiges Gemüt; sie kann den Frager nicht aus dem Felde schlagen. „Ja, Herr Präsident, Sie mögen recht haben, vielleicht gibt es wirklich den Teufel nicht.“ Als sie das Zimmer verlassen hat, sagt Clemenceau triumphierend zu Mordacq: „Was sagen Sie dazu? Noch ein paar Tage und ich habe ihn bewiesen, daß es, weil es keinen Teufel gibt, auch keinen lieben Gott geben kann.“

So vertreibt sich der grimmige Spötter die Zeit auf dem Lager der Genesung. Als Mordacq am nächsten Tage kommt, empfängt er ihn mit den Worten: „Schwester Theoneste ist außer sich vor Entzücken. Denken Sie, der Papst hat mir seinen Segen geschickt! Ich habe ihr gesagt, sie solle gleich an den Papst zurücktelegraphieren und ihm melden, ich ließe ihm meinen Segen gleichfalls schicken. Diesen Vorschlag hat sie mir leider etwas übel genommen.“

Inzwischen nehmen die Beratungen des Zehnerrates trotz der Abwesenheit der „Großen Drei“ ihren Fortgang. Jetzt, wo Wilson nicht drängt, Lloyd George keine über-raschenden Vorstöße, Clemenceau keine bissigen Bemerkungen macht, spielt sich alles in friedlicher Harmonie ab. Balfour führt den Vorsitz — Balfour, der gelassene Philosoph, der alle Reibungen schon im Entstehen durch ein treffendes Scherzwort ausgleicht, der behagliche Grand-seigneur, dem das Sporenklirren der Marschälle in jeder Hinsicht widerwärtig ist. „Was sollen alle diese Soldaten hier?“ hat er gesagt, als er zum erstenmal am Quai

d'Orsay vorfuhr; „ich dachte, wir kämen zu einer Friedenskonferenz und nicht zu einem Kriegsrat.“ Es macht ihm nichts aus, daß die Generale, auch die britischen, vor allem ihn meinen, wenn sie verächtlich von den „Gehrdäcken“ sprechen, die die Uniformen aus dem Ratszimmer ausgeschliffen haben. Er hat keine hohe Meinung von Foch, von Henry Wilson, von Vershing. Wenn es nach ihm ginge, so würde man die Generale gar nicht um Rat fragen, wenn es um die Festsetzung der Grenzen geht.

Balfour sagt manches einsichtige Wort in diesen Wochen, spricht manche scharfsichtige Warnung aus; er ist vielleicht von allen Staatsmännern in Paris derjenige, der die größten Bedenken gegen eine Gewaltlösung hat, dem das Gebot der Ritterlichkeit gegenüber dem Gegner noch wirklich nach alter englischer Art auch ein Gebot der Klugheit ist. Aber so treffend seine Bemerkungen sein mögen — ihm mangelt das, was die anderen im Überflut fast haben: Wille zur Tat, persönlicher Einsatz, Leidenschaft. Ein Vorfall wie der folgende steht nicht vereinzelt da:

„Es tut mir leid, ich muß die Sitzung abbrechen — ich habe für heute nachmittag eine wichtige Verabredung“, erklärt Balfour um die Mittagszeit. Die Beratung wird, zum Leidwesen aller, auf den nächsten Tag verschoben. Am Nachmittag aber sieht man Balfour mit gespannter Anteilnahme von einer Loge aus dem Weitspiel zweier Tennismeister folgen. Das war seine „wichtige Verabredung“! Warum, so scheint er zu denken, soll man bei dieser Unter-nunft der übrigen Welt nicht den Sport ernst nehmen als die Politik?

In den Beratungen selbst ist Balfour derjenige, der, als einziger, vor der Wehrlosmachung der Besiegten warnt. „Hat es einen Sinn“, so fragt er einmal, „daß wir Deutschland zur Beute seiner kleineren Nachbarn im Osten machen?“ Ginge es nach ihm, so würde die Zahl der Truppen, die Deutschland unter Waffen halten darf, auf 200 000 festgesetzt, und nicht, wie Foch will, auf 100 000. Aber es geht nicht nach ihm. Noch ehe die Diskussion beendet ist, kehrt Lloyd George aus England zurück — und Lloyd George nimmt Fochs Partei. Ihm kommt es vor allem darauf an, daß die Wehrpflicht in Deutschland aufgehört, und da Foch eine Freiwilligenarmee nicht größer dulden will als 100 000 Mann, gibt er ihm nach.

Damit ist die erste „militärische Friedensbedingung“, gegen die Warnung der Vernunft, festgelegt. Als Clemenceau sein Krankenlager verläßt, findet er eine vollendete Tatsache vor. Doch er hat keinen Grund, sich darüber zu grämen. Es können, bis Wilson zurückkehrt aus Amerika, gar nicht genug vollendete Tatsachen in die Welt gesetzt werden.

Und so geht es alsbald auch seinerseits zum Angriff vor. In der ersten Sitzung des Zehnerrates, an der er wieder teilnimmt, legt er den Plan zur Errichtung einer neutralen „Rheinland-Republik“ vor.

Als Wilson am 14. Februar im Hafen von Brest an Bord ging, konnte er sich zwar nicht als Sieger fühlen, aber er konnte sich doch trösten, daß die Partie noch gewisse Gewinnchancen zeigte, und er war fest entschlossen, diese Gewinnchancen nach seiner Rückkehr auszunutzen.

Wie er nun aber am 13. März in Brest wieder an Land geht — kein Jubel des Volkes empfängt ihn —, ist er ein Geschlagener.

Die kühnsten von Clemenceaus Hoffnungen ist in Erfüllung gegangen: Wilson hat den Rückhalt in eigenen Lande verloren. Eine Zweidrittelmehrheit des Senats ist erforderlich, damit Wilsons Unterschrift hinter den Friedensvertrag Rechtskraft erhält. Aber ein Drittel der Senatoren hat ihm schon jetzt ihre Überlegung verkündet. Und was für Clemenceau das Erfreulichste ist: dieses Drittel des Senats hat nicht etwa deswegen Wilson verlassen, weil er

zu hart ist gegen die Besiegten, weil er den Vierzehn Punkten untreu geworden ist — sondern umgekehrt: weil er nicht entschieden genug ist gegen die Besiegten, weil er Foch und Clemenceau nicht genug Vertrauen schenkt, weil sein „Völkerbund“ nicht genügend Sicherheit bietet, und überdies die Gefahr, daß Europa sich in amerikanische (südamerikanische vor allem!) Verhältnisse einmisch.

Was hat Wilson noch einzusehen, um seinen Willen im Rate der Sieger Geltung zu verschaffen? Welches Gewicht können seine Drohungen noch haben?

Jetzt wäre der Augenblick, alles auf eine Karte zu setzen, vor aller Welt die Verantwortung für das hinterhältige Spiel mit dem — noch immer vertrauenden! — Gegner von sich zu weisen. Ein Vertrag, dem Wilson die Unterschrift verweigert — würden den die Völker billigen?

Und wenn das Wagnis auch scheitern sollte — Wilson wäre groß, weil er es auf sich genommen hätte.

Aber nichts dergleichen geschieht. Wilson kämpft um jede Figur in dem verlorenen Spiel, als sei noch Rettung für ihn in einem Kompromiß. Er, der schon längst im ganzen nachgegeben hat, kämpft jetzt um einzelne Positionen. Und jedesmal muß er weichen.

VII. Der Endkampf

Es beginnt damit, daß er den Beschluß des Zehnerrates über das 100 000-Mann-Heer für Deutschland angreift. Nicht, weil er Deutschland eine stärkere Wehr gönnt — beileibe nicht deshalb! Aber seine Absicht ging darauf, die deutsche Entwaffnung mit der Abrüstung der anderen Großmächte zu verknüpfen — und nun stellt ihn der Zehnerrat vor eine vollendete Tatsache!

„Ich muß die Bestimmungen erst genauer studieren!“

Zwei Tage lang bleibt Wilson den Beratungen fern. Dann, am dritten Tage, versucht er den Überfall: „Diese Bestimmungen können nicht als Beschluß des gesamten Zehnerrates gelten; denn ich war bei der Fassung nicht zugegen.“

Doch Lloyd George pariert den Hieb auf der Stelle. „Dann müssen wir auch die Völkerbunds-Satzung wieder fallen lassen; denn ich war bei der Annahme nicht anwesend.“

Es ist die erste harte Lektion für Wilson: sie zeigt ihm, daß er nur noch einer unter vielen ist. Nichts mehr von höherer Autorität, von besonderer Rücksicht. House hat zugestimmt, also ist Wilson gebunden.

Er steckt die Lektion ohne Widerrede ein. In derselben Sitzung werden noch die sämtlichen Entwaffnungsbestimmungen — 56 Artikel — durchberaten und gutgeheißen.

So reich das Programm an diesem 14. März auch schon ist — Clemenceau läßt es bei diesem einen Überfall nicht bewenden. Wenigstens im Gespräch nimmt er die Gelegenheit wahr, Wilson das französische Rheinprogramm auseinanderzusetzen.

Dieses Rheinprogramm ist der härteste Stoß, den Wilson bisher empfangen mußte, und der Stoß wird auch nicht dadurch gemildert, daß Clemenceau in seiner boshaften Höflichkeit auch dem „Völkerbund“ eine Rolle in diesem Rheinprogramm zugesprochen hat. Das gesamte linke Rheinufer — nördlich der lothringischen Grenze, versteht sich; denn daß das Elsaß und Lothringen wieder an Frankreich fallen, ist längst abgemacht — das gesamte linke Rheinufer also soll nach Clemenceaus Absicht ein militärisches „Mandant“ des „Völkerbundes“ werden! Der Rhein die Westgrenze Deutschlands; linksrheinisch und an den Brückenköpfen alliierte Truppen als „Treuhand“ des Völkerbundes; dazu die Errichtung einer „Rheinischen Republik“ als Pufferstaat — das ist Clemenceaus Programm.

(Fortsetzung vorletzte Seite)



So müde - aber ein klärendes Arbeit

Da hilft Quick mit Lezithin. Es nährt die Nerven und regt an, ohne aufzuplätzen, verleiht Frische und neue Spannkraft. Gerade im Frühjahr übermannt uns oft Müdigkeit! Darum:

QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven

Preisung M. 030 - 115 - Spätpreisung M. 4 - in Apotheken und Drogerien

Verlangen Sie überall, wo Zeitungen ausliegen, auf Bahnhöfen, in Gast- und Kaffeehäusern die WOCHENSCHAU



Ein guter Fang
ist eine Marken-Kamera von
PHOTO-PORST.
Nürnberg-O. N.W. 6
Der Welt größtes Photohaus.
Unverbindliche Ansichtssendung,
Bequeme Teilzahlung, Photo-Tausch.
Kostenlose Fernberatung. Fordern
Sie den Hauptkatalog E 6

Verlangen Sie

überall, wo
Zeitungen
ausliegen,
auf Bahnhöfen,
in Gast-
und Kaffee-
häusern

die
Wochenschau

Peter wollte nur für Mutti eine schöne Rose pflücken.

Dabei griff er jedoch so herzhaft in die Dornen, daß er sich eine tüchtige Ratsche am Finger wegholte. Was nun?



Wird die Mutter den „armen Peter“ mit einem großen Leinenlappen verbinden? —



Oder legt sie einfach ohne viel Worte ein Stück Hansaplast elastisch drauf?

Sicher nimmt sie Hansaplast! Dann ist es nur noch halb so schlimm, es stillt das Blut und fördert auch die Heilung.

Hansaplast sollte man stets zur Hand haben — im Hause und auch unterwegs!

Dieser praktische Schnellverband läßt sich leicht anlegen, er sitzt unverrückbar fest und macht — weil er querschnitts ist — alle Bewegungen mit, ohne zu behindern. Hansaplast wirkt desinfizierend, blutstillend und heilungsfördernd.

In Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften gibt es schon für 15 Pf. eine kleine Packung

Hansaplast
elastisch

HUMOR

Ganz genau
Zaister hat mehr Schulden, wie ein anderer Mensch Haare auf dem Kopf. Bald jeden Augenblick empfängt er den Besuch eines Gerichtsvollziehers. Als ein solcher wieder einmal Einlaß in Zaisters Wohnung begeht, sieht dieser folgendes Schild an der Wohnungstür: „Bin ausgezogen!“

Der Gerichtsvollzieher läßt einen Schlosser kommen und die Wohnung öffnen. Er öffnet die Tür eines Zimmers, und Zaister steht in Person vor ihm. Ärgerlich meint der Gerichtsvollzieher:

„Wie kommen Sie eigentlich dazu, mich so an der Nase herumzuführen?“

„Na, stimmt es etwa nicht, daß ich ausgezogen bin? Sie sehen doch selbst, daß ich im Bett liege!“

Mißverständnis
Johannes ist ein Gemütsathlet. Nichts rührt ihn. „Sind Sie noch niemals ergriffen worden?“ „Doch. Ergriffen schon. Aber beweisen hat man mir nichts können.“



„Die Löwenbüchse möcht' ich haben, das ist ja die Elefantenbüchse!“
Zeichnung von H. D. Ruhn



„Was ich noch sagen wollte, gehst du morgen mit zu „Figaros Hochzeit“?“
„Quatsch, ich kenne doch die Leute gar nicht!“
Zeichnung von H. D. Ruhn



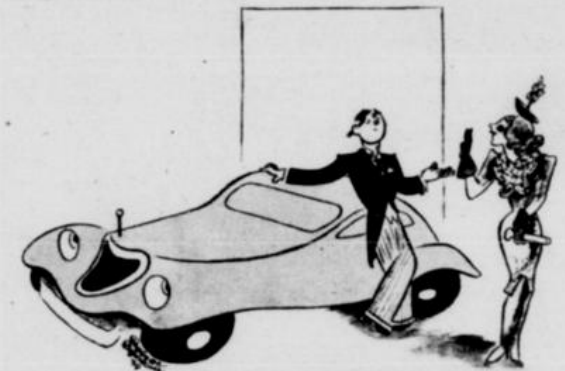
Wahrsagerin

„Und dann seh' ich noch einen jungen, brünetten Herrn, mit sehr viel Geld!“

„Ach, derselbe wohl, den Sie mir vor einem halben Jahr sagten. Jung ist er noch, das stimmt, aber sein Geld ist alle!“
Zeichnung von Toni Bickl



35° im Schatten: Eis, Eis, Eis!
„Es tut mir leid, meine Damen, ich kann Ihnen heute das Eis nur in flüssiger Form servieren.“
Zeichnung von Ludwig Roob



„Und vor allem, gnä' Frau, dieser Wagen liegt wunderbar auf der Straße!“
„Das nützt mir nichts. Ich möchte ihn hauptsächlich zum Fahren benutzen.“
Zeichnung von Herbert Lehmann

Unschuldig

Herr: „Ich wundere mich schon lange darüber, wie schnell meine Zigaretten verschwinden. Können Sie mir das vielleicht erklären, Karl?“

Dien er: „Ich schwöre, gnädiger Herr, daß ich es nicht war. Ich habe noch drei Rippen von meiner vorigen Stelle.“



„Mir geht nichts über meine Pfeife.“
„Unbegreiflich! So 'ne Zigarre ist doch Klasse!“



„Ich finde nur Zigaretten schick!“



„Na, Sie werden noch alle heiser von dem Rauch.“



„O nein! Davor schützt uns Wybert!“
Jeder Raucher — Wybert-Verbraucher!

Entfesselte Elemente

Immer wieder hat im Laufe der Menschheitsgeschichte das Schicksal unmittelbar in das Leben der Völker und Staaten eingegriffen: durch Kriege, Seuchen und allerlei Unbill. Schlimmer aber als solche Gottesgeißeln und ihnen schuldlos preisgegeben war man gegenüber den entfesselten Naturgewalten, den Wasser- und Feuersnöten und vor allem den Erdbeben. Gegen den Feind kann man sich wappnen und Kränkheiten haben durch Menschenkunst unerbittliche und erfolgreiche Gegner gefunden. Wer aber vermöchte aufzustehen gegen das Wüten der Elemente? Sie sehen allem Menschenvermögen seine Grenze, „denn die Elemente haßen das Gebild von Menschenhand...“

Brand der Opera comique in Paris am 25. Mai 1887

Die Ballettänzerinnen, das Garderobepersonal usw. suchen Rettung durch die Dachfenster. Zeichnung nach der Natur von Paul



Erdbeben in Lissabon am 1. November 1755

In zehn Minuten waren die größten Kirchen und ansehnlichsten Gebäude in Steinhäufen verwandelt. Die Zahl der Umgekommenen wird bis auf 40 000 angegeben



Aufnahmen:
Historischer
Bilderdienst



Der furchtbare Brand des Hoftheaters in Schwerin am 16. April 1882
Aufnahme nach einer Darstellung von F. Burmeister



Brandkatastrophe in Hamburg Mai 1842
Hopfenmarkt und Nicolaikirche in Flammen am Nachmittag des 5. Mai 1842



Erdbeben in San Franzisko 1906
Blick auf die zerstörte Stadt. Tausende von Menschen kamen dabei ums Leben



Wer küßt wen? — Die große Frage in dem neuen Film „Wer küßt Madeline?“ Die Bilder zeigen zwei Szenen: oben Herli Kirchner und Ernst Waldow zu unpassender Zeit offenbar etwas heftig überrascht; unten Magda Schneider mit Albert Maternstock, dem etwas zu Ohren kommt, was nicht für ihn bestimmt ist



Seifenschaum

Von Hanns Lerch

Amtsgerichtsrat Justus sah die beiden Männer vor dem Verhandlungstisch nicht ohne Wohlgefallen an. Der Beklagte war schlant, groß, blond mit einem intelligenten Gesicht, so an die vierzig Jahre alt, war sauber gekleidet, der Kläger aber mehr von jenem rundlichen und untersehten Typ, den man gern einen gemütlichen Kerl nennt. Eine nette Spießkante im Nacken und die fleischigen Lippen verrieten, daß er einen guten Happenpappen liebte und sich auch leisten konnte.

„Also“, begann der Amtsgerichtsrat zu dem Beklagten, „Sie haben diesen Herrn hier am Telefon ‚Rhinoseros‘ genannt. Wie kamen Sie dazu...?“

Der schlante Blonde lächelte. „Ich will nicht gerade behaupten, daß das Wort ‚Rhinoseros‘ eine Ehrenbeleidigung sei. Diese Tiere besitzen ja gar nicht so wenig Intelligenz, wie die Menschheit im allgemeinen wahrhaben will.“

„Darauf kommt es nicht an“, meinte der Richter.

Der wohlbeleibte Kläger schwieg vorläufig.

„Wenn ich weiter reden darf“, verbeugte sich der Schlante leicht, „war mit diesem Rhinoseros wohl eher eine andere Eigentümlichkeit der Nasenhörner gemeint, ihre dicke Haut...“

„Sie können sich nicht so herausreden“, unterbrach der Richter schnell. „Die Bezeichnung ‚Rhinoseros‘ gehört nach dem Volksempfinden ganz klar zur Gruppe solcher beleidigender Ausdrücke, die geahndet werden müssen. Doch wie kamen Sie überhaupt dazu, den Kläger mit ‚Rhinoseros‘ zu titulieren?“

„Ich bin Selbststrafierer“, lächelte der Blonde.

„So?“ fragte auf einmal der Richter.

Doch der Richter überhörte den Einwurf. „Weiter, bitte!“

„Ich bin also Selbststrafierer, stand an diesem Morgen gerade in meinem Badezimmer und hatte mich sorgfältig eingeseift. Meine Haut ist sehr empfindlich...“

„Meine auch“, unterbrach aufs neue der Richter. „Also, das mit dem Dichtbakter stimmt nicht. Ich kann den Wahrheitsbeweis antreten. Ich schneide mich täglich beim Rasieren.“

Jetzt lächelte auch der Amtsgerichtsrat ein wenig. „Also, Sie rasierten sich?“

„Nein, ich seifte mich ein...!“

„Ist das so wichtig?“

„Können Sie sich rasieren, ohne sich einzuseifen?“ fragte der Schlante schnell. „Ist es Ihnen nicht auch schon vorgekommen, daß besonders an warmen Tagen die Seife so schnell eintrocknet, daß das Messer dann nicht mehr faßt...“

„Also, Sie waren beim Einseifen“, warf der Richter geduldig ein.

„Nein, ich war mit dem Einseifen gerade so weit, daß die Klinge gut hätte schneiden müssen. Da klingelte mein Fernsprecher. Als höflicher Mann ging ich in mein Arbeitszimmer und nahm den Hörer ab. Ich besitze die Rufnummer 34567. Ich meldete mich. Eine Stimme fragte: ‚Sind Sie Herr Mehlhase?‘“

„Nein“, erwiderte ich, „Sie haben wohl eine falsche Nummer gewählt.“

Der andere antwortete „Danke“. Dann war das Gespräch zu Ende.

Ich ging wieder in das Badezimmer, säuberte mein Gesicht von dem längst eingetrockneten Seifenschaum, spülte gut nach, holte mir zum zweiten Male heißes Wasser aus der Küche und seifte mich zum zweiten Male ein. Als ich mich gerade so eingeseift hatte, daß das Messer hätte gut schneiden müssen, klingelte abermals mein Telefon.

„Hier 34567“, rief ich.

„Ist dort der Herr Mehlhase?“ fragte es abermals.

„Nein, Sie haben zum zweiten Male falsch gewählt!“ Ich hängte ein. Inzwischen war abermals der Seifenschaum gänzlich eingetrocknet. Kurz, ich ging zum dritten Male in die Küche, holte neues warmes Wasser, wusch mein Gesicht abermals und seifte mich zum dritten Male neu ein.

Als ich gerade so weit war, daß das Messer hätte gut schneiden müssen, klingelte zum dritten Male der Fernsprecher. Ich raste zum Apparat, hob ab und brüllte: „Nein, hier ist der Herr Mehlhase nicht...“

„Hast du schlechte Laune?“ fragte verdutzt meine Schwiegermutter.

„Habt ihr euch gezannt. Siehst du, du hättest deiner Frau doch das neue Paar kobaltblauer Schuhe kaufen müssen. Aber so seid ihr Männer ja alle! Ich kenne es von meinem seligen August. Ach...“ und so ging es weiter. Kurz, als ich sie endlich hatte ausreden lassen, war der Seifenschaum abermals auf das gründlichste eingetrocknet. Gut also! Ich wusch mein Gesicht wiederum ab, ging in die Küche, holte mir neues heißes Wasser.

„Seifte mich von neuem ein“, ergänzte der Richter. „Und als Sie sich so eingeseift hatten, daß das Messer hätte gut schneiden müssen, klingelte das Telefon wieder...“

„Nein, diesmal die Flurglocke. Der Steuerbote brachte etwas... Aber ich hatte mich inzwischen so aufgeregt, daß der Seifenschaum viel schneller eingetrocknet war. Als ich mich abermals wieder gewaschen, neues warmes Wasser aus der Küche geholt und aufs neue eingeseift hatte und wiederum so weit war, daß das Messer hätte gut schneiden müssen... klingelte wieder das Telefon...“

„Jawohl“, sagte auf einmal trübsinnig der Kläger. „Und da habe ich ihn wieder gefragt, ob er der Herr Mehlhase sei...“

„Und da habe ich nur geschrien. Nein, Sie Rhinoseros!“

Amtsgerichtsrat Justus biß sich auf die Lippen und sah den Schlanten und den Viden nacheinander an. „Und was nun, meine Herren?“

Plötzlich ging der Viden auf den Schlanten zu und gab ihm die Hand:

„Lassen Sie es gut sein! Ich ziehe die Klage zurück... Ich bin auch Selbststrafierer und Telefon besitze ich auch!“

Allerdings 100 000-Mann-machung spre-widersehen Hartnäckigkeit Lothringen f-das andere M-aus, als w-französischen dieser britische nicht ab, sein-mit Nachdruck isoliert sein nicht.

Hinter al-die Drobun-eigene Rechn-die nicht nur-Marschalls I-keit der fran-hat. Vond-noch drohen-handlungen-wohl eine Katakastroph.

Und Wi-zu dem Rh-Rücktritt als-wertlos —-amerikanisch-bewilligen. von dem P-Drobung?

Soll ma-Clemenceau-zu erschütter-ihn zu stütz-amerikanisch-wogen. Aber-gewonnen?-irgendeiner

So blei-Es ist e-führt, daß-vorschlägt-Forderung-suchen.

Nach d-und U S-unbedin-pflicht

Angriff-Welch-Der Aposte-Freund aller-Abmachung-Militärbünd-

Clemen-Poincaré si-Er sieht S-stärkere S-Vuffersta-frieden sei

Aber c-erreichend-herzlich fü-Frankreich-es muß ein-Damit-Clemenceau

In sein-Rheinproj-bebagliche-berufen. —-auf einem-französisch-„Selbstbel-auf Deut-

Dafür-Kraft, wo-Ostgrenze-sind die „-Wilson's b-Punkt, in-wirklich-Dort näm-Staaten e-genug W-es kann g-hat er ja-europäisch-weil er d-viele Klein-

Fortsetzung von „Wehe den Besiegten“

Allerdings kann er hier nicht, wie im Falle des 100 000-Mann-Heeres, von einer fertigen Abmachung sprechen. Ganz im Gegenteil — die Briten widersehen sich diesem Programm mit großer Hartnäckigkeit. „Wir wollen kein zweites Elsass-Lothringen schaffen!“ hat Lloyd George ein über das andere Mal erklärt, und es sieht keineswegs so aus, als werde er sich zu diesem Projekt der französischen „Sicherheit“ bekehren lassen. Doch dieser britische Widerstand schreckt Clemenceau nicht ab, seine Forderung auch Wilson gegenüber mit Nachdruck zu stellen. Er weiß, daß er damit isoliert sein wird — aber ihn schreckt die Isolierung nicht.

Hinter allem, was er sagt und fordert, steht die Drohung, daß Frankreich nötigenfalls auf eigene Rechnung handeln werde — eine Drohung, die nicht nur durch die eiserne Entschlossenheit des Marichalls Foch, sondern auch durch die Einmütigkeit der französischen Presse ihr starkes Gewicht hat. Lloyd George hat kaum etwas, womit er noch drohen könnte — selbst ein Abbruch der Verhandlungen von seiner Seite wäre für Clemenceau wohl eine Unbequemlichkeit, aber beileibe keine Katastrophe.

Und Wilson? Für ihn wäre die Zustimmung zu dem Rheinprogramm gleichbedeutend mit dem Rücktritt als Präsident; seine Unterschrift wäre wertlos — denn niemals würde der Senat amerikanischen „Mandats“-Truppen am Rhein bewilligen. Wilson muß also versuchen, Clemenceau von dem Projekt abzubringen. Aber wie? Durch Drohung? Womit soll Wilson heute noch drohen?

Soll man etwa durch hartnäckigen Widerstand Clemenceaus Stellung im französischen Parlament zu erschüttern suchen — mit der ferneren Hoffnung, ihn zu stürzen? Der Gedanke wird im Kreise der amerikanischen Delegation einen Augenblick erwogen. Aber Wilson weist ihn ab. „Was wäre damit gewonnen? Statt seiner läme dann Poincaré oder irgendeiner von der gleichen Sorte.“

So bleibt nichts als das Kompromiß. Es ist ein Zeichen, wie sicher sich Clemenceau fühlt, daß nicht er es ist, der ein Kompromiß vorschlägt. Er beharrt unerschütterlich auf seiner Forderung — er läßt die anderen das Kompromiß suchen.

Nach drei Tagen ist es so weit: England und U.S.A. bieten Frankreich die unbedingte militärische Beistandspflicht im Falle eines deutschen Angriffs an!

Welch ein Weg aus dem Licht ins Dunkel! Der Apostel des ewigen Friedens, der geschworene Feind aller militärischen Bündnisse und geheimen Abmachungen bietet Frankreich ein geheimes Militärbündnis an!

Clemenceau ist nicht — wie es Foch und Poincaré sind — verrannt in das Rheinlandprojekt. Er sieht sehr wohl, daß ein Garantiepakt ihm stärkere Sicherheit bietet als die Errichtung eines Pufferstaates. Er kann mit dem Angebot zufrieden sein.

Aber er sieht doch auch, daß er noch mehr erreichen kann. Er stellt sich also spröde. Er dankt herzlich für den angebotenen Garantiepakt — aber Frankreich muß doch noch besser gesichert sein: es muß eine „physische Garantie zu Lande“ haben. Damit ist der Kampf vorläufig eingestellt. Clemenceau vermag zu warten.

In seinen Einwendungen gegen das französische Rheinprojekt hat sich Wilson nicht ohne ein gewisses behagliches Selbstgefühl auf seine Grundsätze berufen. „Wir dürfen die Völker nicht wie Figuren auf einem Brett behandeln.“ Hier, wo es galt, die französische Machtpolitik zu beschränken, konnte das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ sogar einmal auf Deutschland Anwendung finden.

Dafür tritt es dann um so gründlicher außer Kraft, wo es sich um die Festlegung der deutschen Ostgrenze handelt. Hier, im Osten und Südosten, sind die „neuen Staaten“, die aus guten Gründen Wilsons besonderen Schutz genießen. Es gibt einen Punkt, in dem sich seine ideologischen Theorien wirklich mit seinen politischen Absichten berühren. Dort nämlich, wo er für die Gründung neuer Staaten eintreten kann. Es können für ihn gar nicht genug Völker auf der Erde entdeckt werden; denn es kann gar nicht genug Staaten geben. Deswegen hat er ja den Nationalstaatsgedanken, diese Frucht europäischer Geisteslebens, für sich aneignert, weil er damit die Aufteilung der Welt in möglichst viele kleine Staaten begründen kann.

Je bunter die Weltkarte aussieht, desto majestätischer wird sich die einsfarbige Fläche ausnehmen, auf der die Worte „Vereinigte Staaten von Nordamerika“ geschrieben stehen.

Dort also, an der deutschen Ostgrenze, ergibt sich ein reibungsloses Zusammenspiel von Clemenceau und Wilson. Die Grenzen gegen Polen und die Tschecho-Slowakei werden ohne viel Federlesens nach den am weitesten gehenden Forderungen der Vertreter dieser neuen Staaten gezogen.

Vergeblich versucht hier Lloyd George eine Bremse anzulegen. Er ist ebenso wie Balfour gegen eine allzu starke Einengung Deutschlands im Osten. Ja, er und Balfour geben des öfteren zu bedenken, ob nicht eine größere Ellenbogenfreiheit für Deutschland im Osten den Druck auf die Westgrenze mildern würde und also der französischen „Sicherheit“ höchst bestimmtlich sein könne. Und auch hier seine Warnung: „Wir dürfen kein zweites Elsass-Lothringen schaffen.“

Alle Grundmotive der britischen Europapolitik kommen hier zum Vorschein. Aber sie können sich nicht zur Geltung bringen. Clemenceau will ja Deutschland von allen Seiten fesseln, und Wilson geht mit ihm. Was hilft es Lloyd George, daß er jetzt seinerseits in Clemenceaus Fußstapfen tritt und die englische Presse veranlaßt, Wilsons Doppelzüngigkeit in der Frage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in aller Schärfe anzuprangern? Wilson wird verstimmt und böse und geht nur noch eintätig mit Clemenceau zusammen.

Die Niederlage der britischen Politik ist eben so wenig mehr aufzuhalten wie überhaupt die Niederlage der Vernunft auf dieser Konferenz. Sie alle — und Lloyd George nicht zum mindesten — haben dem Dämon der Verblendung den kleinen Finger gegeben, und er zögert nicht, ihre ganze Hand zu verlangen.

Diese letzten Märzstage sind von schwer erträglicher Spannung erfüllt. Die Nerven halten der Belastung kaum noch stand. Jeder versucht jeden einzuschüchtern; jeder läßt gegen jeden die Instrumente der öffentlichen Meinung spielen. Jeder hat mehr als genug Anlaß, verstimmt zu sein. Die Unterliegenden — Wilson und Lloyd George — über ihre Unterlegenheit, der Überlegeneren — Clemenceau — darüber, daß die anderen immer noch Widerstand leisten.

Während der Beratungen über die Ostgrenze hat die französische Presse wieder einmal Informationen erhalten, die weit über den Inhalt der offiziellen Kommunikationen hinausgingen. Sie konnten im einzelnen berichten, was Lloyd George für Gegenvorschläge gemacht hatte, und sie hat nicht verfehlt, ihn als einen „verlappten Feind Polens“ hinzustellen.

„Wenn diese Indiscretionen nicht aufhören, werde ich in Zukunft während der Sitzungen schweigen!“ erklärt Lloyd George am nächsten Tag. Eine Drohung? Wohl eher ein Eingeständnis der Ohnmacht.

Aber Clemenceau nimmt es als willkommenen Wink. Am 24. März schließt er die Sitzung des Zehnerrates mit den beiläufig dahingefügten Worten: „Ich schlage vor, keinen Termin für die nächste Sitzung festzusetzen. Von morgen an werden die Chefs der Regierungen sich zweimal täglich versammeln, um die Arbeiten der Konferenz vorzubereiten.“

So endet lang- und kläglich der Zehnerrat. An seine Stelle tritt das Geheimkabinett der vier Regierungschefs (Orlando, der Italiener, ist der meist stumme Vierte). Es tagt ohne Protokoll, ohne Kommunikationen, wirklich ganz geheim und ungestört hinter den schallgedichteten Türen.

Wilson und Lloyd George fügen sich ohne Widerstand. Sie haben schnell den Zweck dieser Aberratsung erkannt: Clemenceau will ihnen den Rückzug erleichtern.

Aber Clemenceau hat noch nicht alle Angriffsziele erreicht. Gleich in einer der ersten Sitzungen des Viererrates, am 28. März, meldet er eine weitere französische Forderung an: die Forderung nach dem Saargebiet.

Während die französischen „Sachverständigen“ die Forderung begründen, umspielt Wilsons Mund ein gequältes Lächeln. Er hat es verlernt, sich über die französische Taktik zu wundern. Aber was jetzt geschieht, übertrifft noch alle seine Erwartungen.

(Fortsetzung folgt)

Au! meine Füße!

Ihre Füße sind überanstrengt, sie brennen und stechen vor Übermüdung, sind geschwollen, schwitzen übermäßig oder werden von Schwielen und Hornhaut geplagt. Schenken Sie ihnen wohlthuende Erleichterung durch ein mildes Saltrat-Bad. Dieses Bad dringt tief in die Poren der Haut ein und regt die Blutzirkulation an. Brennen und Stechen verschwinden mehr und mehr und Schwielen und Hornhaut werden erweicht. Ihre Füße werden wieder kräftig und frisch.

Saltrat

erhalten Sie in allen Apotheken u. Drogerien.

Probepackung kostenlos von der Chem.-Pharmazeutischen Fabrik Adolf Klinge, Abt. 122-A Berlin SO 36, Britzer Str. 27-30.

Blutgumdrink schwindet

... und die Verdauungsbeschwerden, wie Blähungen, Völlegefühl, Aufstoßen und Sodbrennen lassen in kurzer Zeit nach! So wirken oft schon 2-3 Tabletten oder 1/2 Teelöffel voll Biserierte Magnesia Pulver gegen die Folgeerscheinungen übersäuerter Magensaure. Denn Biserierte Magnesia bindet den Überschuß an Säure. Zahlreiche Menschen, die nach dem Essen an Verdauungsstörungen dieser Art leiden, benutzen deshalb dieses seit Jahrzehnten bewährte Mittel. Wenn Sie an ähnlichen Beschwerden leiden und sich schnell Erleichterung verschaffen wollen, dann besorgen Sie sich in der Apotheke

Biserierte Magnesia

Sie ist in Tabletten- und Pulverform schon für 1.39 (60 Tabletten oder 40 g Pulver) in allen Apotheken erhältlich

Anzeigenschluß
13 Tage vor Erscheinen

Je öfter die Anzeige erscheint, um so wirkungsvoller wird sie



Der Chef ist mit ihr zufrieden —

denn sie arbeitet — selbst bei ständiger Beanspruchung — stets einwandfrei, zuverlässig und schnell. Geht es aber einmal nicht so recht voran und droht die Arbeitsleistung nachzulassen, dann schafft Dextro-Energen schnell den nötigen Ausgleich. Ein paar Tabletten geben Körper und Geist neue Frische und Spannkraft und steigern Ausdauer, Leistungsfähigkeit und Schaffensfreude, ohne einen Reiz auszuüben. Päckchen 30 Stk. in Apotheken, Drogerien u. Reformhäusern. Hl. Hersteller: Deutsche Mayena Werke A.G., Hamburg



Gummi
Hygienische Artikel-Preisliste E. 4 gratis. Medicus Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 8.

Ehe

Sie neue Kleidungsstücke kaufen, appetitieren Sie Ihre alten auf Neu durch Leto Appretur „Rex“.

Doppelpackung mit Beigalben RM. 2.85 frei Haus Nachnahme. Erfolg garantiert. Begeisterungen. Hervorragend begutachtet.

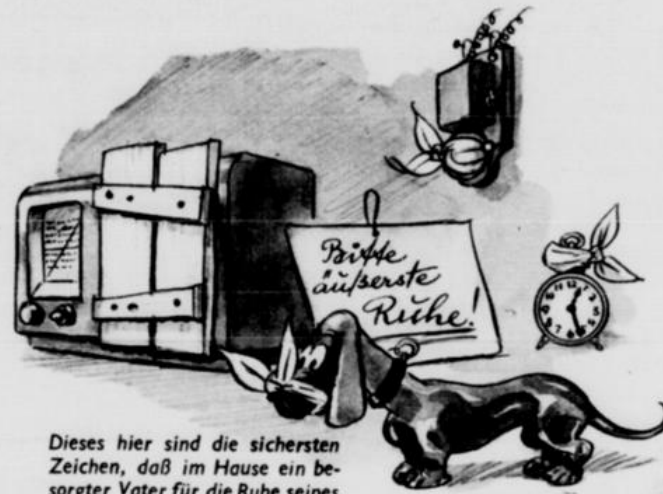
Hanns Ackermann, Spezial-Präparate, Gräfenberg 0969. W. Postfach 114.

Mehrmalige Wiederholung von Anzeigen verbilligt die Werbung ganz wesentlich.

GUMMI-
Hyg. Artikel-Preisliste gratis. Medicus Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 8.



Kein Motorrad fährt ihm geräuschlos genug



Dieses hier sind die sichersten Zeichen, daß im Hause ein besorgter Vater für die Ruhe seines Spröbblings sorgt

**Väter
müssen
fein sein!**



Druck und Verlag S. Girardet, Effen (Deutschland). — Schriftleiter: Dr. Johannes Nithard (verreicht), i. V. Herbert Höge, Effen. — Anzeigen: Peter Schmitt, Effen. — Die „Wochenchau“ (Wöchentliche Illustrierte Zeitung) erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch sämtliche Buch- und Zeitschriftenhandlungen des In- und Auslandes und durch die Post. Vorzugspreis: Monatlich 0,50 RM, einschließlich 8 Kpf. Überweisungsgebühren, ausfallslos 6 Kpf. Zustellgeld. — Erfüllungsort: Effen. — Anzeigen nach Verfallszahl Nr. 9 vom 15. 8. 39. — D. A. II, VI, 1939 = 1939/39.